

Schlesischer
MUSEN - Almanach
für 1862.

Herausgegeben

von

Schlesischen Dichterkränzchen
zu Breslau.

Breslau.

In Commission der Schlesischen Buchhandlung
(F. Schönsch).

1862.

Schlesischer
M u s e n - A l m a n a c h
für 1862.

Herausgegeben

vom
Schlesischen Dichterfränzchen
zu Breslau.



In Commission der Schletter'schen Buchhandlung
(H. Skutsch).

Druck von G. A. Rämisch in Görlitz.

5L 11 626

3600

I

Koraszewska Katowice 1933

35.000,-



X-4757	
3600	I

4005 I

I n h a l t.

	Seite.
Gustav Burkhardt.	6
	44
Oscar Cohn.	127
	148
Dorothea C.	124
Siegfried Eisenhardt.	7
	9
	49
	51
	52
	99
	156
Dr. Rafael Finckenstein.	1
	11
	19
	22
	24
	46
	73
	77
	78
	79
A. Frost.	25
G. Hoffmann.	26
	125
	126

		Seite.
C. Krause.	Drei Sterne	40
	Dichterloos	74
	Die Lerche	76
	Grabsschrift des alten Kriegers . . .	103
J. Kurb.	Beim Weine	41
	Der grüne Baum	43
Adolf Puchat.	Wiedersehen im Lenz	27
	Bleibe stumm	28
	Eben	128
	In vino veritas	136
Synlotus Radig.	Meine Gedanken	138
	Lichttampen	29
	Herbstbild	31
	Ein Dichterleben	54
	Träume	59
	Abschied von der Vaterstadt	60
	Fels und Brandung	80
	Aschermittwoch	82
	Liebesklage eines Proletariers	83
	Durch Nacht zum Licht	85
	Aufmunterung	103
	Das Schloß am Meere	106
	Auf Bergeshöh'n	114
	Lichtgeister	128
	Der Liederbaum	129
	Des Dichters schönster Lohn	130
	Festgedicht, gesprochen zu Schiller's Ge- burtstagsfeier am 10. Nov. 1861 . .	139
	Hydrarchos	94
	Pfingstspruch	116
M. Schlesinger. Adalbert Werner. Dr. Gustav Weiße.	Schaut nicht mit Hohn auf meine Nieder	5
	Die Schöpfung des Weibes (Eine Parabel)	32
	Das erste Wunder (Eine Legende) . .	36
	Als ich Dich neulich hab' gefragt . .	66
	Wie die saftgeschwellte Traube . . .	67

	Seite.
Dr. Gustav Weiße.	
Geheimniß	69
Ich hätt' es nicht geglaubt	70
Das Genie	71
Sehr sonderbar!	74
An Gott (Eine Ode)	86
Neolscharfe	89
Liebchen mit bedächt'gem Sinn	93
Der Glaube ist des Lebens Poesie	94
Die Blätter erst so frisch und grün	104
An Bazzini (Ein Akrostichon u. Sonett)	105
Herzensfrühling	118
Daß den Born der Lieder strömen	120
Er konnt' nicht treulos sein	121
Weihnacht	122
Blau	149
Beim Tode Dieffenbach's und Menz-	
delssohn's	150
Die Himmelsboten (Eine Legende)	152
Sultan Wohlgemuth.	
Auf dem Rugard	131
Die Neuß	132
Uebersahrt nach Rügen	133
Auf dem Rigi	134
Louis Wurm.	
Der Thürmer	61
Heinrich Juppert.	
Handwerkers Wanderlied	39
Bist Du's, oder bist Du's nicht?	96

Prolog statt der Vorrede.

Von je war Schlesien bekannt
Als reichbegabtes Dichterland,
Und würden alle die gebucht,
Die sich in Poesie versucht,
Es kämen wohl auf jedes Jahr
Bei uns mehr als ein Hundert gar.

Doch etwas schaffen schön und groß,
Gelobt nicht bei der Mitwelt bloß,
Die nur aus Neugier und Erbarmen
Gefallen hat an einem Carmen,
Nein auch dereinst in künft'ger Zeit
Ein Zeugniß geist'ger Herrlichkeit;
Wie wenige sind dazu auserwählt!
Sie wiegt man, wenn man andre zählt.

Die Musen sind jungfräulicher Natur,
 Sie spenden ihre Flüsse nur
 An kensche, reine, himmlische Gestalten,
 Die göttergleich im Zauberlande walten.

Was wollen wir, noch dunkle Namen,
 Alltäglich von Beruf und Stand?
 Zwar fühlten wir, als wir zusammenkamen,
 Daß unsre Seelen sich verwandt,
 Und daß, um Freund und Bruder sich zu nennen,
 Nichts nöthig ist, als gleich empfinden können.

Das Ideale suchen wir zu fassen
 Und das Gemeine hinter uns zu lassen.
 Erhebung von der Menschheit Staub,
 Die der Vergänglichkeit doch wird zum Raub.
 Beim süßen Schall der Melodie,
 Beim Sphärensang der Harmonie,
 Erinnern uns, daß Allen auf der Erde
 Des Schöpfers Zursuf gilt: es werde
 Mir gleich auch der erschaffne Geist,
 Wenn endlos er durch Weltenräume freist.

Dies wärmende und edle Feuer
 Ist jedem Menschenherzen theuer.
 Ein Funken hoher Phantasie
 Entzündet sich in Andern wieder.
 Der ächte Thau der Poesie
 Strömt auf die ganze Menschheit nieder.
 Wer einmal innig Lust und Weh empfunden,
 Will an verwandter Brust von seinem Schmerz gefunden.

Und wo ein Lied aus voller Seele klang,
Mittheilung ist Bedürfniß ihr und Drang.

Wie wir uns zwanglos an einander fügten,
Obgleich gering, uns selber doch genügten;
So sollen unsre Lieder kühn
Und frei in alle Lüfte ziehn.
Nichts mehr, nichts weniger begehren
Wir, als zum großen Bunde zu gehören,
Der an dem edlen Bau der Menschheit schafft,
Ein jeglicher nach seiner Kraft.

Nicht uns allein soll unser Lied begeistern
Ein gleich Gefühl soll Andre auch bemeistern.
Daß aus dem Volke sich der Sang erneuert,
Ein besserer Geist die Auferstehung feiert,
Trotz aller Hemmniß in der Selbstsucht Vanden,
Durch Liebe Herzen sich vereinigt fanden
Und im Genuß des Schönen sich zu klären
Mehr achteten, als eitler Lust gewähren,
Vielleicht, wenn Täuschung uns nicht ganz betrügt,
Wenn nicht die innre Stimme lügt,
Ist dies ein lobenswerthes Sinnen,
Ein vaterländisches Beginnen.

Wir sehnten uns aus jenem Born zu trinken,
Aus dem allein das Heil der Welt entquillt.
In jene stille Andacht zu versinken,
Die einzig eines Menschen Sehnsucht stillt.
Soll nicht aus diesem Zauberborn zu kosten

Jedwedem gleich vergönnet sein?
Wie würde selbst der stärkste Geist verrosten,
Stünd er mit seiner Allmacht ganz allein.
So reichen wir die heil'ge Opferschale,
Wie Tischgenossen bei dem frohen Mahle.
Wir machen, Leser, keine Reverenzen,
Trink mit uns, Freund, Dir wollen wir's kredenzen.

Dr. H. Hinckenstein.

Schaut nicht mit Hohn auf meine Lieder!

Schaut nicht mit Hohn und Achselzucken
Auf meine kleinen Lieder hin,
Und glaubt, daß ich wie stolze Fürsten,
Gleichfalls von Gottes Gnaden bin.

Wenn auch kein Grabstein je wird decken
Den kleinen Raum, wo ich einst ruh',
Und keine goldne Schrift wird rufen
Ein „Halt“ — dem müden Wandrer zu. —

Ein Mausoleum, stolz und prächtig,
Geb' einer Fürstenleiche Raum,
Der todte Dichter aber träume
Am Wege seinen Todestraum.

Es rausche über meinem Hügel
Der Trauerweide Silberlaub,
Und kommt der Frühling, steig' zum Himmel
Ein Blüthenmeer aus meinem Staub.

Und klingen meine kleinen Lieder,
Voll Sehnsucht, Wehmuth, Lust und Schmerz
In einem einz'gen Herzen wieder
Zum Sarkophag wird mir dies Herz. —

Drum schauet nicht mit stolzem Lächeln
Auf meine kleinen Lieder hin,
Ich bin ein Dichter! — Darum glaubet,
Daß ich von Gottes Gnaden bin. —

Dr. G. Weiße.

Stille Liebe.

Warum beginnt dein Herz so bang zu schlagen,
 Wenn ihrer Stimme Klang dein Ohr berührt,
 Wenn dich dein Fuß in ihre Nähe führt?
 Du fühlst es wohl und wagst es nicht zu sagen.

Und wenn sie schlägt, die schönste deiner Stunden,
 Wo du mit Wonne ihr entgegen eilst,
 Und plaudernd dann an ihrer Seite weilst,
 Was war es denn, das du so heiß empfunden?

Du bleib'st so kalt — ob dir im Weltgewühle,
 Hier oder dort — ein lächelnd Antlitz winkt;
 Gleichviel — nur ihres Auges Blick durchdringt
 Das Chaos deiner innersten Gefühle.

Warum ergreift dich ein so banges Schonen,
 Wenn dir der Augenblick ihr Bild entführt?
 Wenn dich ihr Scheidegruß hat tief gerührt,
 Was hemmst du zagend kaum die eignen Thränen?

Was zitterst du? Senkt sich ihr Antlitz trübe,
 Weil deiner Seele Zweifel sie erkannt,
 Und strafend ihren Blick von dir gewandt. —
 O frage nicht! — dein Zittern — es ist Liebe. —

Ja, Liebe ist's, die dich mit ihr verbindet,
 Und deine Brust zum stillen Tempel weicht,
 In deinen Schooß dir frische Blumen streut,
 Die ihre Hand zum zarten Kranze windet! —

G. Burckhardt.

Liebesnacht.

Von dem sternbesäten Himmel,
 Von dem klaren, duftig blauen,
 Sinkt die stille Nacht hernieder
 Auf die blumenreichen Auen.

Flüsternd naht das Reich der Träume,
 Leise schließt den Kelch die Winde,
 Komm, mein Lieb, wir wollen träumen
 Hier im Dunkel dieser Linde!

Streuet eure Düfte, Blüthen,
 Streuet, Sterne, eure Lichter,
 Schöner durch das Laub der Zweige
 Auf den glücklichsten der Dichter!

Geister, die dem Reich der Liebe
 Ihr in Treue seid ergeben,
 Wollet schirmend und beschützend
 Uns're Ruhestatt umschweben!

Holde, reich' mir deine Wange,
 Deine Augen laß mich küssen;
 Deine Hände, deine Stirne,
 Deinen Mund, den lieblich süßen!

Laß mich deinen Odem athmen,
 Deinem Wispeln laß mich lauschen;
 In der Liebe stillen Weise
 Laß uns die Gedanken tauschen!

Bebe nicht, wenn auch die Bluthen
 Lodend durch die Pulse wogen;
 In die Arme der Dämonen
 Wird dein Engel nicht gezogen!

Laß uns lieben, laß die Seelen
 Ihren Geisterflug entfalten!
 Sieh, schon schweben sie im Aether,
 Hand in Hand als Lichtgestalten!

Auf zum blauen Himmelsbogen
 Steuern sie mit weißen Flügeln,
 Und die Harmonie der Sphären
 Tönt, ihr Bündniß zu besiegeln.

Liebe! jauchzt es durch die Räume,
 Und die Sonnen glänzen heller,
 Und die Monde, die Planeten
 Wandeln ihre Bahnen schneller.

Seid gegrüßt in euren Kreisen,
 Welten hier in ew'gen Fernen,
 Und ihr ewig neuen Himmel
 Ueber Millionen Sternen!

Sieh, du treue, sanfte Seele,
 Wie die Welten sich ergänzen,
 Dauernd fort: so ist mein Lieben
 Zu dir ewig, ohne Grenzen!

Zitt're nicht, wenn hohen Fluges
 Durch's Unendliche wir gleiten!

Uns gehört das Reich der Liebe,
 Unser sind die Ewigkeiten!

Laß uns träumen, laß uns lieben,
 Von den Sternen schwebt es nieder,
 Hörst du nicht den Fittig rauschen?
 Uns're Seelen kehren wieder!

Laß uns ruhen, laß uns träumen,
 Weltenraum — ein Platz im Moose —
 Wo ich weile, schwebst du um mich,
 Meine holde, weiße Rose!

Siegfried Eisenhardt.

Es pocht!

(Volksfage.)

„Marie, geh' hinaus schnell und öffne die Thür',
 Es klopfte und rief: „Macht doch auf drinnen mir!“

Hast du's nicht gehört?

Dreimal auf einand'

Hat's gepocht und gehämmert

An die Bretterwand!“

„„Ach, Mutter, da draußen, da ist Nichts zu sehn,
 Es heult nur der Sturm von den waldigen Höhen;

Es pfeift nur der Wind
 Durch das knarrende Thor,
 Nur das Klappern der Läden
 Vernahm Euer Ohr!““

Das Töchterlein spricht es und legt sich zur Ruh',
 Schon drücket der Traumgott die Augen ihm zu.

Ruft wieder die Frau:
 „Hast du's jetzt gehört,
 Wie's klopfend und wimmernd
 Im Schlafe mich stört?“

„„Nein, Mutter, Ihr irret, es klopft Niemand an,
 Der Wind peitscht den Regen zum Fenster hinan;
 Es leuchtet der Blitz,
 Im Sturm bebt das Haus,
 In solch' bösem Wetter
 Geht Niemand hinaus!““

Die Maid schließt wieder die Knegelein,
 Da hört sie es selber: „Marie, laß mich ein!“

„„Mein Gott, welche Stimme!
 Ich komme ja bald:
 „Hu, wie mich frier't,
 Der Wind geht so kalt!““

„„Ach, Mutter mein, schütze mich, nimm mich zu Dir.
 Was längst wir begraben, es stand vor der Thür,
 Es hat mir gewinkt
 Mit schneeweißer Hand;

„Komm bald, mein süß Liebchen!“
 So rief's und verschwand!““

Der Mutter, der grauset's, die Tochter wird bleich,
 Die Mutter umfängt sie zärtlich und weich —
 Die Maid schlummert ein —
 Es endet die Nacht —
 Doch ist nie aus dem Schlummer
 Die Maid mehr erwacht. — — —

Siegfried Eisenhardt.

Pyramus und Thisbe.

Frei nach Ovid.

Pyramus und Thisbe waren,
 Beide schön und jung an Jahren,
 Nur durch eine Wand getrennt:
 Er der lieblichste der Knaben,
 Sie geschmückt mit allen Gaben,
 Die Natur dem Weibe gönnt.

Beide wurden bald Bekannte;
 Durch die dünne Mauer brannte
 Bald die heiße Leidenschaft;

Ob die Eltern ihr auch wehrten,
 Solche Hindernisse störten
 Nie der Liebe Götterkraft!

Trafen sich wo ihre Schritte,
 So gestand bei jedem Tritte
 Schon ihr Auge ihre Pein.
 Ein Begegnen ihrer Blicke
 Sprach beredt von ihrem Glücke,
 Nur ein Herz und Sinn zu sein.

Eine Spalte in der Mauer,
 Die in langer Zeiten Dauer
 Niemand je vorher erblickt,
 War dem scharfen Sinn der Liebe,
 Der doch Nichts verborgen bliebe,
 Zu entdecken rasch geglückt.

Und sie tauschten süße Worte
 Durch die schmale, enge Pforte
 Als ein theures Unterpfand,
 Und sie sprachen im Vermischen
 Ihres Hauchs: Was trittst du zwischen
 Uns, du eifersücht'ge Wand?

Ach, wie wenig fehlt, — umarmen
 Könnten wir uns und erwarmen
 An dem lebensvollen Kuß;
 Doch auch so sind wir zu danken
 Dir bereit, denn ohne Schranken
 Dringt zum Ohr der Liebe Gruß.

So verplaudern sie die Stunden,
 Bis die Nacht sich eingefunden,
 Und ein Lebewohl sie trennt.
 Ach, und leider nur zum Scheine
 Küssen sie die kalten Steine,
 Weil's den Lippen nicht vergönnt.

Raum begann der Tag zu grauen,
 Thau benetzte noch die Auen,
 Fand sie schon ihr Stelldichein;
 Müde bald der langen Klagen,
 Rufen sie: die Flucht zu wagen,
 Muß die Nacht behilflich sein!

Heimlich aus dem Hause schleichen
 Wollen sie, zum Thor entweichen,
 Wenn im Schlaf sich Alles wiegt;
 Dann im Walde rasch verschwinden
 Und am Grab sich wiederfinden,
 Wo der König Minus liegt.

Dort im kühlen dunkeln Schatten
 Einen Baum erwählt sie hatten,
 Reich an Früchten, weiß wie Schnee.
 Leicht zu finden war die Stelle,
 Weil darunter eine Quelle
 Sanft vorüberrieselte.

Also hatten sie beschlossen,
 Und der Tag war kaum verflossen:
 Langsam sank die Nacht herab.

Thïsbe öffnet leif' den Kiegel,
 Eilt hinaus, gelangt zum Hügel,
 Setzt sich auf des Königs Grab.

Da, vom frischen Raube plötzlich
 Kam mit blut'gem Maul — entsetzlich! —
 Eine Köwin angerannt.
 Thïsbe sieht's und, bleich vor Schrecken,
 Sucht sie rasch sich zu verstecken
 Und verliert da ihr Gewand.

Unterdessen in den Gluthen
 Stillte seines Durstes Gluthen
 Sich das wilde Thier gar bald,
 Fand dann die verlorn'en Kleider
 Thïsbens, ach, zerriß sie leider
 Und enteilte in den Wald.

Spät von Hause weggegangen,
 Kam jetzt Pyramus, — mit Bangen
 Sah er schon des Wildes Spur,
 Wie er erst das Kleid entdeckte,
 Das zerriff'ne, blutbefleckte,
 Ruft er voll Verzweiflung nur:

Diese Nacht verdirbt uns beide,
 Du verdienstest doch die Freude,
 Länger auf der Welt zu sein;
 Deinen Tod hab' ich verschuldet,
 Freventlich hab' ich geduldet,
 Daß du, Arme, gingst allein,

Gingst an diesen Ort voll Grausen,
 Wo die wilden Thiere hausen,
 Löwen, nun zerreißt auch mich!
 Doch den Tod nur zu erhoffen,
 Bleibt auch jedem Feigling offen;
 Nein, er nimmt die Hülle sich,

Trägt sie zu dem Baum, der ihnen
 Zum Erkennen sollte dienen,
 Krißt die Zeichen, ihm so werth.
 Auch mein Blut soll jetzt fließen,
 Ruft er, und es zu vergießen,
 Stürzt er in's gezielte Schwert.

Und das Eisen zieht verhauchend
 Aus der Brust er, fällt, verrauchend
 Quillt ein Strom von Blut empor,
 Wie wenn plötzlich eine enge
 Röhre, voll von Wasser spränge,
 Zischend sprudelt es hervor.

Und der Baum an jener Stelle
 Trinkt des Blutes dunkle Welle
 Aus dem Boden purpurroth,
 Dunkel färben sich die Früchte
 Und erzählen die Geschichte
 Von des schönen Jünglings Tod.

Sieh! da kommt, noch voll von Bangen,
 Thisbe zitternd hergegangen,

Den Geliebten sucht ihr Blick.
 Gerne möcht' sie ihm verkünden,
 Welch' Gefahr zu überwinden
 Ihr verhalf ein gut Geschick.

Wie sie nun den Baum gefunden,
 Dessen Farben ganz verschwunden,
 Bleibt sie stutzig vor ihm stehn;
 Ihre Augen senkt sie nieder,
 Ach! und des Geliebten Glieder
 Muß sie zuckend vor sich sehn.

Ihre rothen Wangen bleichen,
 Die entsetzten Schritte weichen
 Vor dem Anblick scheu zurück.
 Wie das Meer sich langsam kräuselt,
 Wenn ein Lüftchen d'rüber säuselt,
 Also bebt sie zurück.

Laute Klagen stößt die Arme
 Aus, zerrauft das Haar, im Harme
 Schlägt sie noch die Brust sich wund;
 Ihres Schmerzens Thränengüsse
 Mischt sie mit dem Blut, und Küsse
 Drückt sie auf den kalten Mund.

Ach! ruft sie mit nassem Blicke,
 Was für eines Zufalls Tücke
 Raubte dich, o Theurer, mir!
 Rede, o Geliebter, wieder,

Hebe deine Augenslider,
Deine Thisbe spricht zu dir!

Bei des theuren Namens Klänge
Deffnet sich das todesbange
Auge noch zum letzten Mal;
Merkt nur noch im leisen Schimmer
Die Geliebte, — dann für immer
Bricht's und endet seine Qual.

Thisbe sieht die blanke Scheide,
Sieht das Blut an ihrem Kleide:
Deine Liebe, ruft sie jetzt,
Hat dich zu der That verleitet,
Deine Hand den Stoß bereitet,
Der dich tödtlich hat verletzt.

Aber darin dir zu gleichen,
Herz und Hand dir jetzt zu reichen,
Fühl' ich Kraft genug in mir.
Ja, und mit demselben Schwerte,
Welches deinen Leib versehrte,
Folg' ich, o Entseelter dir!

Könnst' ich je den Theuern missen,
Den der Tod mir kaum entrißfen?
Unzertrennlich bleiben wir;
Aber ihr, die ich beweine,
Jammervolle Eltern, eine
Bitte noch gewähret mir!

Unsrer Liebe heil'ge Flammen
 Schlagen jetzt in Eins zusammen,
 Ewigkeit vereint sie nun;
 So vernehmt die letzte Kunde:
 Laßt das Opfer dieser Stunde
 Unter Einem Hügel ruhn!

Aber du mit deinen Zweigen,
 Die sich zu dem Todten neigen,
 Nimm auch mich in deine Hüt!
 Deine düst're Farbe trage
 Als ein Zeichen deiner Klage
 Ueber das vergoss'ne Blut!

Kaum die Rede war verklungen,
 Hatte sie das Schwert geschwungen,
 Das sie in die Brust sich stach.
 Ihre Bitten aber nahmen
 Gern die Götter auf, — es kamen
 Willig auch die Eltern nach.

Denn in jedem Herbst prangen
 Früchte mit den dunkeln Wangen
 Auf dem blätterreichen Baum;
 Und die Asche der Entseelten,
 Die im Tode sich vermählten,
 Fand in einer Urne Raum.

M. Finckenstein.

Horaz. Lib. I. Ode XXII.

An Aristius.

Den Rechtlichen und Vorsatztreuen
Rührt nicht des Böbels wildes Schreien,
Ihn bringt auch kein Tyrannenblick
Von seiner Festigkeit zurück.

Ihn schrecket keines Sturmes Toben,
Auch nicht der mächt'ge Donn'rer oben,
Und stürzte selbst der Himmel ein,
Furchtlos wird er begraben sein.

Das war's, was Heldenbusen schwellte,
Zu den Unsterblichen gesellte,
Und darum trinkt auch heut August
Den Nectar an der Götter Brust.

D'rum ziehen Bacchus wilde Tiger,
In's Joch gespannt, Dich, großen Sieger;
Dem Tod entwischt, rennt himmelan
Noch heut der tapf're Reitersmann.

Willkommen war's bei allen Göttern,
Als Juno rief: Troja zerschmettern
Wird jenes hergelauf'ne Weib,
Und der verführt von ihrem Leib.

Ein schändlich' Urtheil sprach, betrogen
Hat Euch Laomedon, gelogen

Er und sein Volk in Compagnie, —
 Ich und Minerva hassen sie!

Nun ist der schöne Hirt verblühet,
 Mit dem die Sparterin gebuhlt, es ziehet
 Für Priam's eidvergeß'nes Haus
 Kein Hektor mehr zum Kampf hinaus.

Nun ruht der Krieg, den uns're Fehde
 Genährt, und alle böse Rede,
 Ich schenk' sie, freundlicher gesinnt,
 Dem Mars und seinem Enkelkind.

Er bring' ihn her nur meinetwegen
 Und lasse ihn mit Nectar pflegen;
 Tragt seinen Namen bei uns ein,
 So wird doch endlich Friede sein.

So lange Meereswogen rollen
 Von Rom an Troja's Küste, sollen
 Die Heimathlosen gern gedeih'n,
 Wenn's Vieh die Gräber wird entweihn,

Wo Priam und sein Söhnchen liegen,
 Dort wilde Säue Junge kriegen,
 Steh' doch das Kapitol in Glanz
 Und siege Rom im Waffentanz!

Es trage seines Namens Schrecken
 Bis in die fernsten Länderstrecken,

In die Gefilde Afrika's,
Die vom geschwoll'nen Nile naß,

Stolz d'rauf, das Gold verschmäht zu haben,
Das besser liegt unaufgegraben,
Als wenn's mit räuberischer Hand
Verwendet wird zu eitlen Tand!

Bis wo der Welten Enden ragen,
Mag's immerhin die Waffen tragen;
Bis zu dem ärgsten Sonnenbrand
Und bis in's Schnee- und Nebelland!

Doch will dem Volke von Soldaten
Ich heut in aller Freundschaft rathen:
Zu viel nicht ihrem Glück zu trau'n,
Das alte Nest nicht aufzubau'n.

Erführ' ich eine solche Zeitung,
Wär's ihres Unglücks Vorbedeutung:
Denn, mit Minerva im Verein,
Kriegt' ich die Kerle alle klein!

Und wenn auch dreifach Eisenwälle
Apoll erbaute, auf der Stelle
Riß ich sie mit den Griechen ein,
Dreifach wird Mord und Todschlag sein!

Doch darf sich über solche Sachen
Die Dichtermuse lustig machen?

Nein! wer so ausgelassen spricht,
Erzähle von den Göttern nicht.

N. Finckenstein.

Elegie nach Tibull.

Wozu mich viel mit Wünschen tragen,
Die Götter mit Gebeten plagen,
Um reich und hochgeehrt zu sein?
In einem Marmorhause wohnen,
Wohl gar auf gold'nen Sesseln thronen,
Fiel mir noch nicht im Traume ein.

Ich wünsch' ein Weib mir, tren ergeben,
Und flehe: Für mein langes Leben
Sei meines Glücks Genossin Du!
In ihren Armen will ich liegen,
Wenn meine letzten Seufzer fliegen,
Sie drücke mir die Augen zu.

Was soll mir Gold und alle Schätze,
Was soll mir Amt und Ehrenplätze,
Die man vom Volk erbetteln muß?
Des Pöbels hochgeschätzte Würden
Sind Nichts als eitle leere Bürden,
Und voll von Kummer und Verdruß!

Kein Reichthum auf der ganzen Erde
 Vermindert jemals die Beschwerde,
 Sobald die Sorge in uns macht!
 Wir Alle sind des Zufalls Kinder,
 Der Bettler wie der Fürst nicht minder:
 Sie steh'n in Eines Schicksals Macht.

Kann ich bei Dir, Geliebte, weilen,
 Und willst Du meine Armuth theilen,
 O welch' ein unaußsprechlich' Glück!
 Die vollste Gunst von einem König
 Wär', Theuerste, mir viel zu wenig,
 Ich wiesse Alles gern zurück.

O dreimal hochgepries'ne Stunde,
 Wenn ich mit Dir zum trauten Bunde
 Für immer mich vereinen kann;
 Doch, ohne Dich, ach! zu besitzen,
 Kann mir kein Geld, kein Reichthum nützen,
 Bin ich der allerärmste Mann.

Die Güter will ich Andern gönnen,
 Doch Dich die Mein' vennen können,
 Ist mein Gedanke Tag und Nacht;
 Und kann ich nicht der Deine heißen,
 Mag immerhin der Faden reißen,
 Den mir die Parzen zugebacht!

H. Finckenstein.

Herbstlied.

Blau und weiße Aestern blüh'n
 Neben Georginen,
 Und die letzten Rosen glüh'n
 Einsam unter ihnen.

Noch ein warmer Sommertag
 Schmückt heut Flur und Felder
 Bald verstummt der Finkenschlag
 Und das Lied der Wälder.

Rückt der kühle Herbst heran
 Unter Regengüssen,
 Ernstern Mäusen werden dann
 Still wir opfern müssen.

Ei, so laß uns fröhlich sein,
 Reif ist schon die Traube, —
 Schaff' ein Gläschen guten Wein,
 Freund, hier in die Laube!

Schau! auch unser Leben geht
 Nächstens auf die Reige:
 Eh' der Sturm die Frucht verweht,
 Kost' sie — und schweige!

M. Finckenstein.

Inter pocula.

Dort, wo alte Burgen düster
Niederschau'n in's grüne Thal,
Gießt der Märchen leif' Geflüster
— Wie durch Dunst ein goldner Strahl —
Ueber Reben an der Halde
Mond durchwob'nen Silberthau,
Wenn das Fröhroth über'm Walde
Strahlend lacht aus heiterm Blau.

Gold und Purpur ziert die Traube,
Oh' der Herbstreif sie berührt;
Schimmerts bräunlich-gelb im Laube,
Wird zur Kelter sie geführt. —
Hört Ihr's, wie die regen Geister
Träumend summen tief im Faß?
Und es prüft der kund'ge Meister,
Was sich wob im duft'gen Raß.

Aus dem Becher nimm dann leise
— Wie von grauer Mär' die Kund',
Rebentröpfchens helle Weise
Von der Lippe in den Mund.
Wonnig fließt in's Herz hernieder,
Was im Keller wild geschäumt;
Süße Lieb' und Freudenlieder
All' die Schlückchen hold umsäumt.

Frost.

Der Abend.

In stiller Dämmerung Purpurscheine
Des Tages letzter Laut verklingt,
Und drüben selbst im grünen Haine
Kein munt'res Vöglein weiter singt.

Nur flötend klagt im Busch noch immer
Die Nachtigall ihr Sehnsuchts-Lied
Und leise sich im Mondenschimmer
Der Blumenfelch zusammenzieht.

Von Wiesen wallt zu reinen Sphären
Der Blumen stärkend süßer Duft,
Und Nebel steigt, wie von Altären
Der Opferrauch, aus Waldeskluft.

Und immer tiefer sinket nieder
Des Abendrothes gold'ner Schein:
Es weht ein heil'ger Friede wieder
Und ladet uns zur Ruhe ein.

Die Felder liegen still im Frieden,
D'raus neue Stärkung Alles trinkt,
Und Trost ist auch der Brust beschieden,
Der sanft und hold der Abend winkt.

Vom Busen wogen Dankgefühle
Hinauf zum schimmernden Azur,
Und sehrend schwebt nach schön'rem Ziele
Der Blick empor zur Sternenspur.

Und alle Herzen athmen freier,
 Und unterm sterngeschmückten Dach
 Des Abends in der Sterne Feier
 Wird auch mein Lied im Herzen wach.

G. Hoffmann.

Wiedersehen im Lenz.

Welch' ein Jubel wird mir wach
 In der tiefsten Seele;
 Aus des Baumes Blüthendach
 Schmettert Philomele.
 Blüthenduft
 Würzt die Luft
 Rings im weiten Kreise, —
 Keinen Schmerz
 Fühlt das Herz,
 Trinkt die Wonne leise.

In der Laube sitzt mein Lieb —
 Ob ich länger spähe?
 Nein! ich schleich' mich, wie ein Dieb,
 Still in ihre Nähe.
 Plötzlich schaut
 Auf sie, laut

Zaucht sie mir entgegen.
 Süßer'n Gruß
 Beut ihr Kuß
 Und des Herzens Regen.

Und wir sitzen Arm in Arm,
 Innig froh umschlungen,
 Und es ist der Trennung Harm
 Wie ein Traum verklungen:
 Welche Lust,
 Brust an Brust,
 Spendet Wiedersehen!
 Welch' Genuß,
 Kuß um Kuß,
 Still und ungesehen!

Adolph Puchat.

Bleibe stumm!

Und wenn nun in die lichten Züge
 Ich forschend schaute dir hinein;
 Wenn ich dich warm und innig früge:
 „Willst du dereinst die Meine sein?“ —

Wenn du da unentschlossen schwanktest
 Und würffst nicht mir an's Herze dich;

Wenn du da zweifeltest und bangtest; —
Ach! uns're Wege trennen sich.

Wenn ich dir nicht so lieb geworden,
Daß jauchzend sich zum Himmel schwingt
Dein Herz in jubelnden Akkorden,
Daß rings um dich die Welt versinkt;

Wenn du Gefühle nicht empfändest,
In tiefster Brust für mich erwacht,
Und doch dein Dasein an mich händest; —
Du stürztest mich in tiefe Nacht!

Die Liebe, wie ich sie ersehne,
In heißen Pulsen muß sie glühn,
Soll sie in ewig junger Schöne
Durch's ganze Leben duftend blühn.

D'rum — sollte ich dich einstens fragen,
Ob du mich liebst? So bleibe stumm,
Wenn dich nicht die Gedanken tragen
Mit mir in das Elysium!

Adolph Buchat.

Lichtkämpen.

Mit Sturmesdrang und Schlachtgesang
Die Banner hochgeschwungen —

So sind wir Alle frei und frank
 In's Leben eingedrungen.
 Ob rechts und links der Irrwahn auch
 Sich Wälle baut und Schanzen,
 Wir stürmten sie nach altem Brauch
 Mit unsern leichten Lanzen.

Stets g'radeaus mit Sturmesbraus,
 Kein Hinderniß gemieden —
 So kämpften manchen blut'gen Strauß
 Für Wahrheit wir hienieden.
 Die Lüge sank in ew'ge Nacht,
 Der Irrwahn ward zu Schanden,
 Und wer für uns die Fesseln bracht',
 Den schlugen wir in Banden.

Schon wird das Haupt mit Stolz umlaubt,
 Schon tönen Siegeslieder —
 Da mehrt sich, wie der Hydra Haupt,
 Die Zahl der Feinde wieder,
 Und wieder todesmuthig blinkt
 Das Auge voller Klarheit.
 So kämpfen, bis der Letzte sinkt,
 Für Recht wir und für Wahrheit!

Sylvius Radig.

Herbstbild.

Tief im Schlummer ruht die Erde,
Ihr matronenhast Gesicht
Ueberfluthet rings des Mondes
Bleiches, geisterhaftes Licht.

Um den siegesmüden Nacken
Wallt das silbergraue Haar,
Sturmdurchpeitscht in wirren Formen —
Eine luft'ge Wolkenchaar.

Einen Strauß, den von dem Grabe
Ihrer Kinder sie gepflicht,
Einen Strauß von welken Aestern
Hält sie an die Brust gedrückt.

Fahles Laub — ein Spiel der Winde —
Deckt die alternde Gestalt.
Während wie ein luft'ger Schleier,
Sie ein Nebelstreif umwallt.

Dort umrauscht der Wind die Föhren
Klagend, wie ein Sterbefang —
Hier ertönt des Meeres Brandung,
Wie ein Wehruf schaurig bang.

Ist es doch, als stürbe Alles
Mit der sterbenden Natur,
Selbst das Herz wird starr und eisig,
Lauschet düstern Träumen nur.

Du allein, mein Herz, bist wach noch,
 Tobest laut in meiner Brust
 Klagst wohl um verlorn'ne Liebe,
 Um entschwund'ne Liebeslust.

Sylvius Nadiq.

Die Schöpfung des Weibes.

(Eine Parabel.)

1. Mose 1, V. 27.

„Lasset uns das Weib schaffen“, sprach Elohim zu den Bewohnern der Lichtgesilde, „eine Gehilfin für den Menschen, die um ihn ist; denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ — Und der Engel der ersten Stunde und der der Gnade schauten sich seliger an, ihre Augen glänzten verklärt und ihre Lippe umspielte ein süßes Lächeln; denn sie wußten, wie sie den schwachen Erdensohn dadurch beglücken würden für den flüchtigen Traum seiner Jahre. „Ja, Herr, laß uns das Weib schaffen! — Wir wollen sie, die Gefährtin des Mannes, hinüber tragen in das Erdendasein, auf unsern warmen, weichen Fittigen, ungedrückt im Arme des Friedens sie einwiegen, die Unschuld ihrer ersten Tage, die selige, rosige Zeit ihrer Kindheit beschirmen und leitend und schützend ihr zur Seite stehn!“ — „Ich will sie dann weiter leiten und ihre Schritte behüten, wenn sie am jähen Felsen

spielt oder ihr Fuß am murmelnden Bache dahin eilt!" sprach der Engel der Jugend. — Und wenn dann ihr Herz übertoll und in ihrem Auge die Thräne der Rührung erglänzt, dann will ich sie an mein volles Herz drücken!" flüsterte der Engel der Freundschaft „und wenn die Lilie und der Mondstrahl sie schmeichelnd entzücken, dann will ich ihre Freude theilend sie erhöhen, ihren Sehnsuchtschmerz lindern, für sie leben und ihr Alles sein!" — Und wenn ihre Seele erstarrt, dann will ich ihr des Lebens Ideal zeigen und es ihr, im himmlischen Lichte verklärt, erglänzen lassen. Sehnen soll sie sich, heiß sehnen, und wenn sie die Poesie, die Natur, oder die Feier der Töne bewegen und die Seele auf Aetherflügeln himmelan tragen, dann soll sie nach einem Wesen verlangen, das gleich ihr empfindet, sie versteht, die geheimsten Regungen ihrer Brust theilt, für sie und mit ihr betet und mit der Geisterhand, die in den Himmel reicht, in seliger Lust göttlichen Geist herabflehen!" — So sprach der Engel der Freundschaft. — „Und hast du es so beglückt, das schwache Erdenkind, dann laß es mir," bat der Engel der Liebe. "Laß es mir dann, mein Bruder, daß ich es ganz beglücke; zitternd soll das Weib meine Nähe ahnen, wenn die Töne und die Blumen, wenn der Frühling und die Freudenthränen sie sanft bewegen und ihr Herz zergeht. Und und süß hauch ich sie dann an mit meinem Geist, und die schönen, göttlichen Reime, die bis dahin ungeahnt in ihrem Herzen wunderbar schliefen, ich will sie mit meinem Odem beleben, daß sie lieblich emporblühen und in paradiesischer Schönheit prangen. Im edlen Herzen brennt der Durst nach einem edleren, im schönen nach einem schöneren, weil der hohe Geist nur an noch Höherem reißt. Dann nehme ich ihr Herz und leg' ein noch edleres an ihre Brust, daß sie es mit ihrem

Geiſte durchdringe, und ſo hat ſie dann des Erdenlebens höchſte Wonne, des Erden-daſeins höchſtes Glück genoſſen!“ — „Und dann fragte der Ewige die himmliſche Schaar, die dienend ſeinen Thron umſtand, welches ſoll dann des Weibes Schickſal ſein?“ — Dann laß ſie mir, ſprach der Engel des Lebens, damit ſie ordnend, bildend, heilend und ſegnend den Menſchen durch das irdiſche Daſein leite!“ „Laß ſie mir dann, damit ſie das ſchwache Kind unermüdlich Tag und Nacht hege und nähre,“ bat der Engel der Mutterliebe, und in Geiſt und Gemüth jeden edlen Keim erſtarken laſſe, und den Jüngling, wenn er feck hinauſeilt in die Welt, um im ſtürmiſchen Lebenskampf die Kräfte zu erproben, für ihn flehe!“ — Und ich will ſie lehren, ſprach der Engel der Milde, dem Manne, wenn er von der Sorge bedrängt, mit einem Kuſſe die düſtern Falten von der Stirne zu verſcheuchen, mit liebender Hand Müh' und Gram und Sorge zu bannen, und den von der Lebensarbeit müden Greis, der ſich am ſtilen Feierabend nach Raſt und Ruhe ſehnt, in wahrer, rechter Liebe mit treuer Hand das Kiſſen zum letzten Schlummer ſanft zu recht zu legen und ihm die müden Augenlider zu ſchließen in der letzten Stunde!“ — Und iſt dies geſchehen, überlaß ſie mir, ſprach der Engel der Vergänglichkeiſt, damit das Weib erfahre, wie auf dem weiten Erdenrunde nichts beſteht und das flüchtige Leben nur ein Traum ſei zwiſchen Wiege und Sarg. Ich will ihr zeigen, wie ihre höchſten, reinſten Freuden nur vergängliche Träume ſind und ſie zu lernen habe, wie auf Erden nichts beſteht, als deine ewige Liebe, du Urgeiſt alles Guten!“ — „Wird ſie aber den Täuſchungſſchmerz auch tragen können?“ flehte der Engel der Barmherzigkeit. Wenn ſie am Grabeshügel weint, wo ſie ihr Theuerſtes, ihr Liebſtes gebettet, wenn die Cypreſſe und die Thränenweide

mit ihr trauert und sie fühlt, daß nun ihr ganzes Erdenglück gestorben, wird dann ihr noch ein Hoffnungsstern erglänzen?" — „Es wird“, erwiderte der Engel der Unsterblichkeit, „wenn sie empfindet, daß auf Erden sie nichts wahrhaft beglückt und sie erkennt, wie nur hier im Lande der Wohlfahrt und des Friedens ihre ewige Heimath, und daß ihre Seele göttlicher Natur sei!“ — „Dazu, laß sie mir, bat der Engel der Trübsal, ich leite sie durch Nacht zum Licht und stähle durch Schmerz und Kummer ihren Glauben!“ — Und schweigend stand neben ihm der mildeste, lieblichste aller Engel, der Engel des Trostes, und eine blühende Thräne rollte auf seine Wange nieder. „Soll ich denn keinen Theil an der Tochter der Gnade haben?“ — sprach er. — „Wenn Alles sich von ihr gewandt, Alles sie verlassen, dann gieb sie mir, daß ich zu ihr rede mit zärtlicher, unwiderstehlicher Stimme und sie das Licht des Trostes und der Erbarmung schauen lasse und sie hinführe zur ewigen Liebe. Und habe ich davon ihre ganze Seele erfüllt, dann bring' ich sie dir, du Engel der Unsterblichkeit, du Engel der letzten Stunde, daß du die zarte Blume, herangereift für das ewige Leben, abpflückst und sie unter deinen glänzenden Fittichen schirmend durch die bange Todesnacht hinüberträgt in das Land des Lichtes und des Friedens!“ — „So laßet uns denn das Weib schaffen“, sprach Jehovah, ich bilde sie aus der Rippe des Mannes, daß sie ihm zur Seite stehe, der Engel des Lebens aber gebe ihr göttlichen Odem. Und sie schufen Eva, die Mutter der Sterblichen.

Dr. Gustav Weiße.

Das erste Wunder.

(Eine Legende.)

Als Jesus noch ein Knabe war
 Und schon in seinem zwölften Jahr
 Unter den Juden Gottes Wort
 Ring an zu pred'gen hier und dort,
 So daß durch Alles, was er lehrte,
 Manch' armer Sünder sich bekehrte,
 Gesah es auch, daß er ein Mal
 Mußt' wandern über Berg und Thal,
 Damit er Nazareth erreicht,
 Noch eh' die Sonn' am Himmel weicht.
 Er wußte, daß sich seine Lieben
 Bestimmerten, wo er geblieben.
 Und wie er so durch's tiefe Thal,
 Geröthet von dem Abendstrahl,
 Dahin schritt sinnend für und für,
 Bemerkt er einer Hütte Thür,
 Und weil sie leicht nur angelehnet
 Und er nach einem Trunk sich sehnet:
 So tritt er unverdrossen ein
 In jenes Hüttchen, eng und klein.
 Wie er sich umschaut, sieht er drei
 Recht hübsche Knaben, froh und frei,
 Die Vögel sich aus Erdlehm bilden,
 Wie man sie sieht auf den Gefilden;
 Denn in die Hütte eines Töpfers,
 Der mit der Kunst des klugen Schöpfers
 Aus Thon Geräthe mancherlei
 Verfertigte und sang dabei,

War er als kleiner Gast getreten,
 Von ungefähr, ganz ungebeten.
 Der Töpfer grüßt den kleinen Gast,
 Und bietet ihm zur kurzen Rast
 Die niedre, kleine Ofenbank,
 Die Jesus annimmt mit viel Dank;
 Dann reicht der Wirth ihm Milch zu trinken,
 Worauf die Knaben leis ihm winken;
 Der kleine Jesus näher tritt
 Und setzt sich in der Knaben Mitt'
 Und spielt mit ihnen ganz vertraut,
 Die ihm zulauchzen, froh und laut;
 Denn solche Thier', wie er konnt bilden
 Noch keiner sah auf den Gefilden.
 Er unterhielt sie bei dem Spiel,
 Erzählte ihnen auch recht viel
 Von milden Engeln, sanft und weich,
 In seines ew'gen Vaters Reich;
 Wie er gelehrt durch manch Exempel
 Zu Davids Stadt, im heil'gen Tempel.
 Die Knaben hörten still ihm zu;
 Und wie er sitzt in süßer Ruh',
 Da glänzte im verklärten Licht
 Sein kleines, schönes Angesicht,
 Und um sein Haupt der Sonne Strahlen
 Den Heil'genschein vollendet malen.
 „Was du uns sagst, du holdes Kind,
 Ist schön, doch bin ich nicht gesinnt
 Zu glauben deinem bloßen Wort,
 Zeig' uns ein Wunder doch sofort,
 Dann woll'n wir zu dir Glauben haben!“ —

Entgegnet einer von den Knaben :
 „Laß diese Vögel hier' aus Thon,
 Bist, wie du sagst, du Gottes Sohn,
 Lebendig werden im Moment,
 Damit man deine Macht erkennt,
 Laß regen sie die todten Flügel
 Und fliegen über Thal und Hügel!“ —
 Der kleine Jesus blickt empor,
 Als dieses Wort tönt an sein Ohr.
 Drauf schlägt er in die Hände sacht
 Und schnell zum Leben angesacht,
 Bewegen sich die kleinen Flügel
 Und schweben über Thal und Hügel.
 Die Knaben schaun den Kleinen an,
 Als er dies Wunder hat gethan, —
 Und fallen vor ihm auf die Knie
 Und tief erschüttert sprachen sie:
 „Ja du bist ohne alle Mängel
 Ein jugendlicher Gottes-Engel!“ —
 Und als darauf nach achtzehn Jahr
 Der Herr gewählt die Jüngerschaar,
 Da kamen auch die gläub'gen Drei
 Zu ihm aus weiter Fern' herbei,
 Jakobus und Nathanael,
 Thomas, der Mann aus Israel.
 Und oft, wenn Thomas zweifelnd war,
 Der Einz'ge in der Jüngerschaar,
 Da schaut der Herr mit mildem Blick
 Ihn an und sprach: „O denk' zurück
 An jene Zeit, wo Vögelein
 Dir mußten Glaubensboten sein!“ —

Handwerkers Wanderlied.

Abschiedsweh, das wir empfunden
Bei der Lieben Scheidegruß —
Mit der Heimath ist's verschwunden
Bei des Wanderns Hochgenuß.
Vöglein jauchzen voller Freude
Klingsumher in weiter Flur,
Und in ihrem Feierkleide
Zeiget uns sich die Natur.

Drücket uns des Tages Schwüle,
Ruh'n wir aus im schatt'gen Grün,
Bis der Abendwinde Kühle
Uns ermahnt zum Weiterzieh'n.
Ist ein Nachtquartier gefunden
In dem nächsten kleinen Ort,
Wandern wir nach wenig Stunden
Neugestärkt dann wieder fort.

Winket Arbeit in dem Städtchen,
Werfen wir das Bündel ab;
Finden wir ein holdes Mädchen,
Legen wir zur Ruh' den Stab.
Neue Freuden, neues Leben
Nehmen wir mit neuer Kraft:
Denn das heitre Wanderleben
Ist's, das Lebensfreuden schafft!

Senkt des Lebens Abendkühle
Einst sich über Wand'rers Dach;

Rufen Enkel die Gefühle
 Unsrer Wanderliebe wach:
 Was wir tief in uns geheget,
 Wanderlust und Wanderleid,
 Von den Enkeln fortgepflegt
 Wird es bis zur spät'sten Zeit!

Heinrich Suppert.

Drei Sterne.

Hoch vom Geisteshimmel lichte
 Glänzt ein Sternbild nieder.
 Wenn es durch der Wolken Schicht
 Mit den mächt'gen Strahlen bricht,
 Hallen Frühlingslieder.
 Kennt Ihr diese Sterne wol?
 Preis't sie, Schwestern — Brüder!

Leuchtend, wie das Morgenroth
 Rings den Völkern allen,
 Wahrheit, Deine Fackel loht
 Und vor ihrem Machtgebot
 Wahn und Trug zerfallen.
 Wahrheit, Wahrheit strahle so
 Stets durch unsre Hallen!

Warm und freundlich, wie das Gold
 Junger Frühlingssonnen,

Liebesstern die Bahnen rollt,
 Bis er mächtig, süß und hold
 Herz um Herz gewonnen.
 Stern der Liebe — mach uns froh,
 Strahl' uns Deine Wonnen!

Flammend, mit des Feuers Gluth
 Läuternd zu verklären,
 Leihst der Dritt' uns Stärk' und Muth,
 Zwang und niedrer Lüste Brut
 Siegreich abzuwehren.
 Stern der Freiheit, heb empor
 Uns in Deine Sphären!

Euren Glanz, so rein und licht,
 Feiern uns're Lieder.
 Leitet uns zu Freud' und Pflicht,
 Holdes Sternen=Angesicht,
 Strahl't uns stets hernieder!
 Wahrheit, Freiheit, Liebesgluth
 Schaff't uns Allen, Brüder!

C. Krause.

Beim Weine.

Vivat! Vivat! Jeder lebe,
 Der der Rebe Saft genießt,

Jeder nach dem Geiste strebe,
 Der uns aus dem Becher fließt.
 Wahrheit ruht in dem Getränke,
 Das uns Gott noch lange schenke.

Wahrheit ist es, die jetzt fehlet
 In der Menschheit Brüderschaft;
 Doch der Wein ist's, der beseelet
 Uns zur Wahrheit und zur Kraft.
 Darum stoßet an, Ihr Brüder!
 Singt dem Weine frohe Lieder!

Wahrheit fließet aus dem Munde,
 Wenn der Wein das Herz erschließt,
 Wenn der Becher in der Runde
 Neues Leben in uns gießt.
 Fort darum mit allem Leide!
 Bacchus ist ein Gott der Freude.

Als den Humpen noch die Väter
 Oft geleert mit Rebensaft,
 Damals war die Wahrheit steter
 Und die Menschheit voller Kraft.
 Mit dem Humpen wurde enger
 Auch der Geist der Minnesänger.

Damals war das Lob der Schönen
 Stets der Lieder Fundament,
 Und bei allen Freundschaften
 War der Wein das Element.

Drum, Ihr Schönen, schaut nicht trübe,
Denn der Wein erweckt die Liebe.

Ja der Wein erweckt die Liebe,
Schwingt uns in's Elysium,
Weckt im Menschen Göttertriebe.
Vivat! Trinkt frisch herum.
Jeder laß sein Lied erklingen,
Um dem Weine lobzusingen.

Dem Herrn Wirth, dem Wein-Weinhasser,
Sei dies letzte Glas gebracht,
Freut's ihn auch, daß Gurkenwasser
Uns zu Liederdichtern macht.
Herr! der Wein, das Lied wär' besser,
Viel nicht Wasser in die Fässer.

F. Kurz.

Der grüne Baum.

Ich wollt', ich könnt als grüner Baum
Vor Deinem Fenster steh'n.
Dann könnte alle Tage ich
In Deine Augenlein seh'n.

Und meine Blätter küßten oft
Dir Stirne, Wang' und Mund.

Kein Bäumchen wäre glücklicher
Als ich in weiter Rund'.

Manch' Vöglein sang' auf meinem Ast
Dir süße Melodie'n.
Du würdest dann wol nimmermehr
Von mir, Geliebte, zieh'n.

Auch wehte mit den Blättern ich
Dir sanfte Kühlung zu
Und Zephyre, sie lispelten
Dich bald in süße Ruh.

In meinem Schatten ruhest Du,
Bewacht von meinem Blick.
O wär' ich doch ein grüner Baum!
Ich priese mein Geschick.

Und kam' mit seinem Leichentuch
Der böse Winter her,
Es fiel an Deiner Seite mir
Das Sterben gar nicht schwer.

F. Kuch.

❧ zweifle nicht!

O zweifle nicht, daß ich Dich wahrhaft liebe!
Bernichte nicht der Blume stille Pracht,

Aus deren Blüthenhauch die reinste Liebe,
Die reinste Wonne Dir entgegenlacht.

Kannst Du so leicht ein fühlend Herz verwunden,
Das Dir von sich ein stetes Zeugniß giebt,
Das in zwar kurzen, aber süßen Stunden
In Wort und Blick Dir sagt, wie Dich es liebt?

Kannst Du so leicht der Gottheit Spur verdrängen,
Die sich so schön durch Liebe offenbart?
O lasse nie den Busen sich verengen
Durch Zweifel, denen sich der Wißmuth paart.

Nein! Laß' in Eintracht uns das Glück genießen,
Zu dem die Liebe uns hat auserwählt.
Es kann das Wort frei von der Lippe fließen,
Sobald das Herz kein böser Zweifel quält.

Drum laß' dies Herz von seiner Pein genesen
Und reiche mir vertrauensvoll die Hand!
Die Seligkeit ist nimmer Schein gewesen,
Die uns bisher auf's Innigste verband.

Drum zweifle nie mehr! Glaub', daß ich Dich liebe!
Entblätt're nicht der Blume stille Pracht,
Aus deren Blüthenkelch die reinste Liebe,
Die reinste Wonne Dir entgegenlacht.

G. Burkhart.

Tibull.

(Elegie I.)

Mag sich ein And'rer Gold zusammenscharren
 Und Herr von vielen Morgen Landes sein;
 Laßt mich in meiner Armuth trüg verharren,
 Glüht nur am Heerd noch meiner Lampe Schein.

So lang die Hoffnung lebt und auch ein Ernteseigen
 Vorhanden ist und noch ein Zuber Wein,
 Will ich gern selbst die jungen Stöcke pflegen
 Und meinem Obst ein treuer Gärtner sein.

Ich schäm' mich nicht, beim Pfluge zu verschmausen
 Und mit der Peitsche hinter'm Vieh zu steh'n,
 Und hat die Mutter sich vom Lamm verlaufen,
 Mit meinem Böcklein still nach Haus zu geh'n.

Gewöhnt, den Schäfer jährlich zu besuchen,
 Bring ich der Göttin meine Gabe dar,

Leg' meinen Kranz gleich gern an alte Buchen,
 Wie an den Weg auf steinernen Altar.

Die erste Frucht, die mir das Jahr bescheeren
 That, geb' ich gern als frohen Dankes Zoll

Dir, blonde Ceres, einen Kranz von Aehren,
 Der an der Thür des Tempels hängen soll.

Ein rother Priap steht in meinem Garten
 Und scheucht die Vögel mit der Sichel fort.

Auch, Laren, ihr dürft ein Geschenk erwarten,
 Seid Ihr doch mein und meines Dörschens Hort.

Ich opferte einst Stier und Kalb die Menge,
 Jetzt muß ein Schäflein meine Gabe sein,

Ein Schäflein, ja, und: Zuchhe! im Gedränge
 Schreit unsre Jugend: „Hei! sa, schenket ein!“

Seid gnädig, Götter! Nehmt das Angebinde
Der Armuth auch aus dürftigem Gefäß.

Vor alten Zeiten stand in jedem Spinde
Ein Krug aus Lehm, und eigenes Gebläs.

Ihr aber, Dieb' und Wölfe, schont mir meine
Paar Kämmer, nehmt's den reichen Leuten weg.

Ihr seht, daß ich nicht um die Schätze weine,
Die einst mein Ahne barg auf einem Fleck.

Ich kann mich auch mit Wenigem begnügen!
Faullenzen, das ist meine größte Lust;

Wenn's draußen stürmt, im warmen Bette liegen
An eines Mädchens liebevoller Brust,

Und, peitscht der Wind den kalten, nassen Regen
Wie toll, dann schlafen ungestört und lang!

Das ist mein Wunsch; gön'n' Jedem sein Vermögen,
Der mit der See und ihren Wettern rang,

Der seine Zeit in Unruh muß verleben
Und dem der Schlaf im Kriegeclärm gebricht.

Der vielen Wünsche hab' ich mich begeben,
Auf ein gar hohes Alter rechn' ich nicht.

Was mir gefällt, das ist ein schattig Plätzchen
Am klaren Bach, wenn heiß die Sonne scheint.

Fahr' hin, Smaragd und Gold, eh' daß mein Schätzchen
Nur eine einz'ge Thräne um mich weint.

Streit Dich herum zu Wasser und zu Lande,
Messala, häng' die Siegesbeute aus!

Mich fesseln wonnevolle, süße Bande
Und Wache steh' ich an des Liebchens Haus.

Was Ehr' und Ruhm? O Delia! so lange
Du bei mir bist, stell' ich die Arbeit ein.

Wenn ich an Deinem holden Busen hange,

Kann höchstens ich der Lämmer Hirte sein.

So lang' ich Dich in meine Arme drücke,
Wie schläft sich's da auch auf der Erde gut.

Hilft denn ein Purpurbett zu unserm Glücke,
Wenn man allein mit seinem Kummer ruht?

Kein weicher Flaum, kein Teppich kann mir nützen,
Kein sanft Geplätscher macht den Schlummer leicht.

Der muß von Eisen sein, der, wenn er Dich besitzen
Kann, um des Krieges willen von Dir weicht!

Laß' ihn Gefangne durch die Straßen führen,
Sich gütlich thun in seinem Lagerzelt

Und hoch zu Roß als Reiter paradiren,
Geschmückt mit Ruhm und allem Gold der Welt!

Dich schaut mein Aug', auch wenn es bricht, noch trunken,
Dich hält mein Arm, wenn, ach! ich scheiden muß;

Am Schmerzenslager weinend hingefunken,
Drückst Du auf mich den letzten Abschiedskuß.

Ja, ja — Du weinst, Du hast kein steinern Herze,
Kein Gurt von Stahl umspannt Dein weich Gemüth.

Rein! Sterb' ich einst, dann löscht die Todtenkerze
Die Thräne aus, die auf der Wange glüht.

Ach, stille doch, Geliebte, Deine Klagen
Und weine nicht die Neuglein Dir so roth!

Noch können wir in Liebe uns vertragen,
Er kommt, er kommt, der schwarzverhüllte Tod;

Es kommt die Zeit, wo Liebelei'n zu sprechen,
Ein graues Haar nur zum Gespötte macht!

Noch ziemt ein leichter Sinn, und eine Thür erbrechen,
'Ne Prügelei ist heut noch angebracht.

Da spiel ich mit. Ihr, kriegerische Zeichen,
Bleibt mir vom Hals! Hol' Wunden sich, wer will!

Ich scheer' mich nicht um Ruhm. Was kümmern mich die
Reichen!

Ich sitz' in meinem kleinen Haushalt still.

Dr. R. Finckenstein.

Trinklied.

Wer in ernstestn Lebensstunden
Frisch und froh das Herz erhält,
Was er Trübes auch empfunden,
Sich zu Lust und Scherz gesellt,
Wer bei Sang,
Gläserklang
Hoch den edlen Wein kredenzt
Und den Römer festlich kränzt,
Wer nicht fragt nach Rang und Stand,
Dem, Ihr Freunde, reicht die Hand.

In des Menschen Erdenwallen
Wechseln Glück und Unglück ab.
Mauern, die er thürmt, zerfallen
Und die Zeit versinkt in's Grab.
Drum, was heut

Wonne heut,
Laßt zusammen uns genießen!
Pflückt die Blumen, wo sie sprießen,

Nutzt, was Euch die Freude reicht,
 Eh' des Lebens Lenz entweicht.

Slave ist der Mensch hienieden,
 Sein Tyrann des Goldes Glanz.
 Ihm verkauft das Herz den Frieden,
 Ihm der Künstler seinen Kranz;
 Doch, was treu,

Immer neu
 In der Brust des Freundes waltet,
 Ewig glüht und nie erkaltet,
 Treue Freundschaft, wahr und rein,
 Wird kein Mammon je entweih'n.

Freundschaft fordert nicht Genossen,
 Die ein eitler Schimmer schmückt.
 Wer ein Herz an sich geschlossen,
 Ist dem Tand der Welt entrückt,
 Arm und reich,
 Beides gleich.

Freundschaft lebt in höh'ren Sphären
 Und kein Wahn kann sie bethören.
 Freunde scheiden kann die Pflicht,
 Trennen kann der Tod sie nicht.

Brüder, an der Tafelrunde,
 Hebt das volle Glas empor!
 Uns'rem treuen Freundesbunde
 Bringt ein Hoch im hellen Chor!
 Stoßet an,
 Mann für Mann!

Was die Jahre auch verhängen,
 Wie des Schicksals Stürme drängen,
 Wie die Zeiten auch vergeh'n,
 Uns're Freundschaft soll besteh'n.

Siegfried Eisenhardt.

Der erste Kuß.

Es war im Herbst. Der Schmuck der Bäume
 Fiel weß hinab in's weße Gras,
 Als ich in weinumrankter Laube
 Dir, Holde, gegenüber saß.

Was Du im Busen wach gerufen;
 Das tiefe Sehnen innig weich,
 Die süßen Schauer meiner Seele,
 Der Liebe hochbeglücktes Reich. —

Wol hatten Dir es längst verkündet
 Des Auges Glanz, der Druck der Hand,
 Doch nimmer durch ein leif' Geständniß
 Hatt' ich mein Lieben Dir bekannt.

Wir saßen still; in unsren Blicken
 Lag uns're Seele sonnenklar.
 Uns ward im Zauber dieser Stunde
 Ein neues Leben offenbar.

O sinnig', tiefbewegtes Schweigen!
 Du Sprache ohne Laut und Wort!
 Geheimnißvoll und unergründlich
 Und doch gepflegt an jedem Ort.

Wer Dich nicht kennt, kennt nicht die Wonne,
 Die ewig sich durch's All ergießt,
 Kennt nicht die Fluth und nicht die Quelle,
 Aus der der Hauch des Lebens fließt.

Reiß' sank die Kette auf uns nieder,
 Als ich erfaßte Deine Hand.
 Es zog ein Seraph durch die Stille,
 Als ich mein Lieben Dir gestand.

Es grüntem neu die welken Stämme,
 Ein neuer Lenz zog mild herauf;
 Als uns're Lippen sich berührten,
 Sprang rings ein Meer von Rosen auf.

O süße Macht des ersten Kusses,
 Du Morgenschimmer hell und rein —
 Uns soll Dein heilig' Angedenken
 Der Hüter uns'rer Liebe sein.

Siegfried Eisenhardt.

Ein Hügel mehr!

Ein Hügel mehr!
 Darüber zieht die Zeit,

Darunter schläft es für die Ewigkeit.
 Wie oben tobt der wirre Rausch der Welt,
 Was oben wird, sich bildet und zerfällt —
 Der Träumer unten liegt in stiller Ruh';
 Ihn deckt der Schoos der Mutter Erde zu;
 Er weiß es nicht, wenn schmerzerfüllt der Freund
 Der Wehmuth Zähre an dem Grabe weint;
 Ihm tönen nicht die Worte, trüb und schwer:
 „Ein Hügel mehr!“

Ein Hügel mehr!
 Der Erste uns entrückt!
 Das erste Blatt aus uns'rem Kranz gepflückt,
 Das erste Herz, das nicht mehr bei uns schlägt,
 Die erste Lippe, die sich nicht mehr regt,
 Die erste Hand, die nicht in uns're fällt,
 Der erste Bote für die bess're Welt!
 Ein junger Sproß, von Schmerz und Leid gebeugt,
 Hat er sein Haupt dem Spruch des Herrn geneigt.
 Nun ist sein Platz in uns'rem Kreise leer,
 Ein Hügel mehr.

Ein Hügel mehr!
 Ruh', sanfter Schläfer, Du!
 Ein Gott des Himmels schütze Deine Ruh!
 Lebst Du auch nicht, es lebt in uns Dein Bild,
 Es blickt auf uns Dein Auge licht und mild.
 Du lebst in uns, so lange wir besteh'n,
 Bis einst auch wir zur ew'gen Ruh' eingehn,
 Bis einst der Letzte auch von uns getrennt,
 Die Augen schließt und Deinen Namen nennt

Und keiner übrig für die Worte schwer:
 „Ein Hügel mehr!“

Siegfried Eisenhardt.

Ein Dichterleben.

1. Am Schreibtisch.

Da sitz' ich in meiner Kause,
 Die Feder in der Hand,
 Beim hehren Götterschmause
 In der Dichtkunst Zauberland.

Die Träume knospen und blühen
 Und einen sich schnell zum Strauß.
 So ruh' ich mich von den Mühen
 Des Erdentreibens aus.

Der Kinder Jubeln und Schwärmen
 Das gaukelnd mich umflieht,
 Ihr fröhlich Gelächter und Lärmen
 Verschleicht die Träume nicht.

Es ruft nur neue Bilder
 In meinem Geiste wach
 Und stimmt mich friedlich und milder
 Nach manchem Schmerzensach.

Und sproßte mit inn'rem Behagen
 Ein Lied zum Licht empor,
 Dann leß' ich's mit stillem Zagen
 Dem trauten Weibe vor.

Sie lobt's dann oder sie tadelt's
 Mit zartem Frauensinn.
 Ihr sinnig' Preisen adelt's,
 Ihr Tadel bringt mir Gewinn.

Er macht mich nicht betroffen,
 Er macht mich nimmer stumm
 Und rügt die Fehler auch offen
 Mein einziges Publikum.

Und wenn dann eins der Kleinen
 Ein Liedchen mir zum Schluß
 Zerreißt, dann will ich meinen,
 Das sei mein Kritikus.

So bin ich zufrieden und heiter
 Und fehlt mir auch oft mein Brot,
 Die Dichtkunst, mein steter Begleiter,
 Enthebt mich der Erdennoth.

2. Bei dem Buchhändler.

So hatte ich voll Frohsinn schier
 Ein halbes Rieß Kanzleipapier
 Mit Versen vollgeschrieben.
 Ich dünkte fast ein Dichter mich

Und dafür hielten sicherlich
Mich alle meine Lieben.

Nun drängte mich der Ehrgeiz schnell,
Auch vor der Welt mein Lichtchen hell
In Flammen sprüh'n zu lassen;
Dum wählte ich das Beste aus,
Um nun in einem Niederstrauß
Mein Träumen einzufassen.

Doch schnell zerbarst, was ich gebaut,
Als ich dem Kaufmann anvertraut
Des Geistes liebe Spende.
Er sprach: „Gedichte? sinnig — zart?
Mein lieber Freund! Mit dieser Art
Hat längst es schon ein Ende.

Ja — grollten sie ob bitterer Noth
Und wären sie recht blutigroth
Und voller Zorn geschrieben,
Da fänden sich wol Käufer noch;
Für Mathisson'sche ist jedoch
Der Markt stets leer geblieben.“

Dies war für mich ein klarer Wink.
Ich nahm das Buch betrübt und ging
Vom Kaufmann fort; doch klärte
Sich bald mein Aug' getröstet auf,
Als dann die Muse wieder drauf
Mir ihre Gunst gewährte.

Ich dachte: „Singt, Ihr Dichter all’
 Von Kettendruck und Kerkerwall,
 Wie’s Mode ist auf Erden!
 Mein Pegasus ist nicht so kühn.
 Er rastet nur, wo Blumen blüh’n
 Und Herzen heiter werden.

Ich singe deshalb unbeengt,
 So, wie das volle Herz mich drängt,
 Von Ros’ und Nachtigallen,
 Von Blüthenträumen, Dichterweih’,
 Von stillem Glück, vom Liebesmai,
 Von meiner Kinder Lallen.

Und wenn auch nimmer ein Gedicht
 Von mir zum ganzen Volke spricht
 Und meinen Namen kündet,
 Ich will ja schon zufrieden sein,
 Wenn nur mein trautes Weib allein
 Daran Vergnügen findet.“

3. Auf dem Sterbebette.

Es wird Nacht! das Auge schließet
 Endlich sich zur ew’gen Ruhe
 Und der Lebensnachen schießet
 In den Port der Leichentruhe.
 Mit dem Leben flieht die Qual
 Und die Sorge allzumal
 Und der Geist, befreit vom Truge,
 Rüstet sich zum Sonnenfluge.

Nach des Lebens heißem Ringen
 Fliehen wir zum ew'gen Frieden,
 Regen kühn die freien Schwingen,
 Denen Fesseln sonst beschieden,
 Und sie tragen bandenfrei
 Aus des Lebens Wüstenei
 Uns zum hehren Göttermahle
 In die Welt der Ideale.

Dort hinauf, wo meine Lieben
 Voller Sehnsucht mich erwarten,
 Seit ich hier allein geblieben
 In dem Lebenskampf, dem harten,
 In dem Kampfe, welcher dicht
 Jedes Herz mit Leid umflieht
 Und den Geist so tief umnachtet,
 Daß er nur nach Ruhe trachtet.

Es entschloß mein reges Streben,
 Als es müde sich gerungen.
 In dem Kampf um's nackte Leben
 Sind die Lieder all' verklungen.
 Als die Noth am höchsten war,
 Mußte ich zuletzt sogar
 Meiner Lieder helle Haufen
 Als Makulatur verkaufen.

Doch es bleiben in dem Busen
 Ihre Klänge fest verschlossen,
 Bis dort oben dann die Mäusen
 Sie befreien lichtumflossen.

Dann ertönen rein und klar
 Alle um den Lichtaltar
 Und es fragt den Geist, den freien,
 Niemand, ob sie Mode seien.

Sylvius Radig.

Träume.

Träume sind belebte Zeichen
 Uns'rer Seele, die uns künden,
 Was das Herz begehrt zu finden,
 Was es trachtet zu erreichen,
 Oder dem in banger Flucht
 Stets es zu entfliehen sucht.

Wenn wir nach dem Erdenringen
 Freier wieder athmen können,
 Nahe sie sich gern und gönnen,
 Uns'rem Geist sich aufzuschwingen
 Mit dem Flug der Phantasie
 In das Reich der Poesie.

Wachend wie im Schlaf gestalten
 Sich in unsrem Geist, dem frankem,
 Dann zu Bildern die Gedanken
 Und um uns herum entfalten

Paradiese sich, die oft
Unser Herz ersehnt, erhofft.

Aber, ach! wenn uns der Erde
Forderungen wieder wecken,
Hören wir mit Schmerz und Schrecken
Ihren Hohn — und Wadhruf: „Werde,
Bild des Trugs, geboren faum,
Wieder, was du warst, ein Traum.“

Sylvius Radig.

Abschied von der Vaterstadt.

Da steht sie nun, die alte Stadt
Mit ihren grauen Thürmen,
Die mich als Kind gesehen hat
Und in der Jugend Stürmen.
Da steht sie nun, als wollte sie
Laut rufen: „Alter Freund! entflieh’
Nicht meinen sichern Mauern!“

Sie fesselt und ihr Anblick macht
Mein weiches Herz erbeben.
Er heftet sich mit Zaubermacht
An mein bewegtes Leben.
In’s Auge tritt ein felt’ner Gast —

Die Thrän' — und tiefe Wehmuth faßt
In meinem Herzen Wurzel.

Leb' wohl! Mag immerhin die Zeit
An deinen Mauern nagen,
So bleib' Dir ferne doch das Leid,
Damit ich nicht darf zagen
In deine Thore einzugeh'n,
Wenn wir uns einstens wiederseh'n
Nach langer Trennungsstunde.

Sylvius Radig.

Der Thürmer.

Es fällt der Schnee, es heult der Sturm
Gar schaurig um den Rolandsthurm.
Es senkt hernieder sich die Nacht.
Der Thürmer hat heut böse Wacht.
Er hüllt sich in den Mantel ein
Und starrt bei der Laterne Schein
In's Bibelbuch, das vor ihm lag,
Bald schreitet rasch er durch's Gemach,
Daß ihn die Kälte nicht erfaßt,
Bald schaut durch's Fenster er mit Hast.

Mitunter fährt er schnell empor

Und lauscht mit angestrengtem Ohr
 Gar ängstlich in die stille Nacht;
 Doch außer ihm wol Niemand wacht.
 Der Thurmuh'r Picken laut erklingt
 Und seltsam in den Sinn ihm dringt.
 Er legt die Stirn an's Fensterglas.
 Er schaut hinaus, es ahnt ihm was.
 Er seufzet leis, geht hin und her.
 Ihm ist das Herz so bang und schwer.

Und wenn er schaut nach Süd' hinaus,
 Da liegt vor ihm ein kleines Haus.
 Es ist allhier sein Paradies,
 Wo schlummert Weib und Kind so süß.
 Vor Freude strahlt sein Angesicht —
 Er tauscht mit einem König nicht
 Und glühend er zum Himmel fleht
 Im heißen, innigen Gebet.
 Er danket Gott für alles Glück
 Und Thränen füllen seinen Blick.

Und plötzlich thut die Thurmuh'r kund
 Mit lautem Ton die zwölfte Stund'.
 Torngren, so wird der Mann genannt,
 Nimmt hastig jetzt sein Horn zur Hand
 Und mit dem letzten Glockenklang
 Der helle Ton vom Thurme drang.
 Zwölfmal nach Nord erschallt das Horn,
 Drauf wendet er den Schritt nach vorn.
 Sechs Töne schmettert er nach Süd,
 Doch plötzlich starr sein Auge steht.

Das Horn entsinkt den Händen fein —
 Die Stadt erglüht im Feuerschein.
 Die Flammen schlagen rasch empor.
 Er stürzt zur Gallerie hervor
 Und wie ein Steinbild steht er da.
 So läute doch! Gefahr ist nah!
 Weck auf die Schläfer aus der Ruh!
 Was stehst Du starr und schauest zu?
 Doch schrecklicher sein Auge glüht
 Und schauernd er zur Tiefe sieht.

Da sinkt er zitternd auf die Knie'
 Und lehnt sich an die Gallerie.
 Es tönt zum Himmel auf sein Schrei:
 „Barmherz'ger Himmel! steh' mir bei!
 Es brennt mein Haus! — Mein Weib — mein Kind! —“
 Dann stürzt zur Glocke er geschwind.
 Den Schwengel nimmt er von der Wand,
 Doch kraftlos sinkt zurück die Hand.
 Das rohe Erz bleibt stumm und kalt, —
 Verzweifelnd er die Hände ballt.

Da packt die Raserei ihn an.
 Noch einmal schlägt er mächtig drau,
 Und schauerlich der Glocke Klang
 Die kalte, stille Nacht durchdrang.
 Und drunten steht das Volk in Hauf,
 Doch Niemand sieht zum Thurm hinauf
 Doch Niemand sieht die Raserei
 Und hört des Thürmers Klaggeschrei:

„Zu Hülf'! zu Hülfe! — Laufet! Kennt!
 Mein Weib, mein armes Kind verbrennt!“

Und mächt'ger hallt der Glocke Ton:
 „Wer rettet Weib mir und den Sohn?“
 Und immer schauriger und wild
 Der Glockenton die Lust erfüllt.
 „Hört Niemand?“ ruft er niederwärts —
 „So spring' in Stücken, fühllos Erz!“
 Und rasend läutet er mit Macht;
 Doch plötzlich lauscht er in die Nacht.
 Er wankt zur Gallerie hinaus.
 Noch brennt und flammt das kleine Haus.

Er horcht auf einen süßen Ton,
 Auf einen Ruf von Weib und Sohn. —
 Kein Laut. — Er stürzt zum Glockenstrang,
 Und wieder rauscht der wilde Klang.
 Zum Himmel schlägt die Feuergluth —
 Er sieht es nicht — es starrt sein Blut,
 Der Angstschweiß rinnt vom Angesicht,
 Die Höllequal das Herz ihm bricht,
 Der Wahnsinn packt ihn mit Gewalt,
 Sein Rufen in die Nacht verhallt.

Da reißt er rasch die Luke auf,
 Die von der Tiefe führt herauf,
 Den schmalen Weg steigt er hinab.
 Ein Fehltritt wär' ein Schritt in's Grab.
 Rings tiefes Dunkel um ihn her —
 Zuweilen frachts im Feuermeer —

Der bluthigrothe Widerschein
 Drängt durch die Lufen sich herein.
 „Bist Du es, Torngren? Toller Mann!“
 Ruft unten eine Stimm' ihn an.

„Du lärmst und läuteest ja so sehr,
 Als ob der Teufel in Dir wär!“
 Der Thürmer sieht jetzt Fackelschein
 Und Hoffnung zieht in's Herz ihm ein.
 Der zweite Wächter klimmt hinan,
 Ein roher, ungesell'ger Mann.
 „Hast Du die Meinen nicht gesehn?“
 So fragt ihn angstvoll jetzt Torngren! —
 „Sag'! Leben sie? — Barmherzigkeit! —
 Nicht wahr: Sie kommen, sind nicht weit?“

„Verbrannt sie alle beide sind,
 Dein junges Weib und auch Dein Kind!“
 Der rohe Mensch gleichgiltig spricht.
 „S't ihre Schuld! Man läßt das Licht
 Nicht brennen, wenn man schlafen geht,
 Zu leicht ein Unglück draus entsteht.“
 Ein Schrei tönt gellend durch die Luft —
 Ein Körper stürzt hinab zur Klust.
 Der Wächter fährt erschrocken auf
 Und leuchtet rasch zum Thurm hinaus.

Die Treppe über ihm war leer,
 Doch unten tönt ein Röcheln schwer.
 Er schaut zur tiefen Klust hinab.
 Da lag Torngren im frühen Grab —

Das Antlitz schmerzvoll und entstellt.
 Es blieb ihm nichts auf dieser Welt.
 Die Hand faßt nimmermehr den Strang,
 Es war sein letzter Glockenklang.
 Es ras't und heult der Sturm mit Macht.
 Das war 'ne böse, böse Nacht.

Louis Wurm.

Als ich Dich neulich hab' gefragt.

Als ich Dich neulich hab' gefragt,
 Was Dir die Mutter hätt' gesagt,
 Da lächeltest Du wonniglich
 Und lispeltest: „Ich schäme mich!“

Als ich dann drückte Deine Hand,
 Da hast Du schnell Dich abgewandt.
 Ich nannt' beim holden Namen Dich.
 Du lispeltest: „Ich schäme mich!“

Als ich Dir strich Dein Lockenhaar
 Und schaute Dir in's Aeuglein klar.
 Da seufztest Du und bücktest Dich
 Und lispeltest: „Ich schäme mich!“

Und als ich mich dann auch gebückt,
 Hast Du mich schelmisch angeblickt.

Es streiften Stirn an Stirne sich.
Du lispeltest: „Ich schäme mich!“

D'rauf schloß ich Dich in meinen Arm
Und hielt Dich fest und liebewarm.
Da sprachst Du: „Ja! ich liebe Dich;
Doch, dir's zu sagen, schäm' ich mich.“

Und als ich dann verstohlen mal
Den ersten süßen Kuß Dir stahl,
Da röthete die Wange sich.
Du sprachst ganz leis: „Ich schäme mich.“

Und als ich dann in Liebeslust
Dich wieder drückt' an meine Brust,
Da küßtest Du mich inniglich
Und sprachst nicht mehr: „Ich schäme mich.“

Dr. Gustav Weisse.

Wie die saftgeschwellte Traube.

Wie die saftgeschwellte Traube,
Rings umschattet, rings umblühet,
Von der Rebe dunklem Laube,
Schön im Purpurglanze glühet,
Sah ich unter dunklem Haar,

Unter sanftgebog'nen Brauen
Ein holdselig Augenpaar,
Wunderlieblich anzuschauen.

Wenn ein Jeder gern sich tränkte
Aus so lichten, klaren Quellen.
Wundert's Euch, daß ich versenkte
Ganz mein Herz in diese Wellen?
Köstlich ist des Bacchus Fluth,
Herzersfreuend seine Gabe,
Doch vor solcher Augen Gluth
Was ist allen Weines Labe?

Trink' aus diesem Liebesbrunnen!
Trinke Liebe Dir und Leben!
Sind sie Kinder nicht der Sonnen,
Wie die dunkle Frucht der Reben?
Süße Rebe! Holde Maid!
Lehn' Dich an den Stamm, den schlanken.
Keiner Rebe hat's gereut,
Sich an einen Stamm zu ranken.

Wachse denn im Strahl der Liebe.
Glück mag Dir der Himmel leihen.
Jedem jungen, zarten Triebe
Wünsch' ich fröhliches Gedeihen.
Auch die Reb' im Lenze, sie
Weinet, doch aus Segensfülle,
Daß eine and're Thräne nie
Meiner schönen Reb' entquille!

Dr. Gustav Weiße.

Geheimniß.

Lang' wagt' ich's Dir zu sagen nicht,
 Daß ich Dich innig liebe.
 Du wagtest auch kein einzig' Wort,
 So gingen wir drei Munden fort,
 Als ob es stets so bliebe.

Da kam der wunderholde Mai
 Mit seiner Schönheit Prangen.
 Ich fragte Dich ganz schüchtern dann:
 „Was hast Du mir, mein Kind, gethan,
 Daß ich muß an Dir hangen?“

Und als ich Dir in's Aug' geblickt,
 Da mußt' Du mich verstehen.
 Was so ein einz'ger Blick nicht thut,
 Der leise spricht: „Ich bin Dir gut“ —
 Und den Niemand gesehen.

Dann hab' ich einmal Dich geküßt.
 Wir haben nichts gesprochen.
 Der Zauber, der uns längst umschloß,
 Sich da in einem Kuß ergoß
 Und war sofort gebrochen.

Jetzt, da ich's heimlich Dir gestand,
 Scheint's alle Welt zu wissen.
 Der Wald, der Bach, die Blumen all'
 Erzählen's, und die Nachtigall
 Wird davon singen müssen.

Jetzt ist es kein Geheimniß mehr,
 Du brauchst nicht zu erröthen.
 Du bist mein süßes Liebchen nun,
 Darfst dreist an meinem Herzen ruhn
 Und jeden Zweifel tödten.

Ich preise drum den holden Mai,
 Der Herz und Mund erschlossen;
 Ich preise auch den ersten Kuß
 Und seines Zaubers Hochgenuß
 Im Liebe unverdrossen.

Denn wär' der Mai gekommen nicht,
 Wär' ich stets stumm geblieben,
 Ich hätte Dich nicht angeschaut,
 Der Blick hätt' Dir es nicht vertraut,
 Daß wir uns innig lieben.

Ein Lied darum dem holden Mai,
 Dem Blick, dem Kuß zwei Lieder.
 Ich sing's in alle Welt hinein:
 „Du bist mein Lieb' und willst es sein!“
 Und sing' es immer wieder.

Dr. Gustav Weisse.

Ich hätt' es nicht geglaubt.

Du legst die Hand mir auf das Haupt
 Und schaust mich fragend an. —

Ich hätt' es selber nicht geglaubt,
Daß ich noch scherzen kann.

Du hast so süß mich angelacht.
Was hast Du mir gethan? —
Ich hätt' es selber nicht gedacht,
Daß ich noch lieben kann.

Du hast so traulich mich ermahnt,
Kennst mich 'nen garst'gen Mann,
Ich hätt' es selber nicht geahnt,
Daß ich noch hoffen kann.

Hör', Herzchen! Reich' die Lippe mir!
Worauf ich lange sann,
Ich lern' es dann geschwind von Dir,
Daß ich noch küssen kann.

Dr. Gustav Weiße.

Das Genie.

Ich war ein kleiner Junge,
Ein echt Berliner Kind,
Das sich vor keinem Sprunge
Minutenlang besinnt.

Schnell Alles unternommen!
 Wer fragt nach „Wo und Wie?“
 Sah mich die Mutter kommen,
 Sprach sie: „Der hat Genie!“

Als ich den kleinen Mädchen
 Die Zöpf' zusammenband
 Und ihrer Strickzeug' Fädchen
 Zum gord'schen Knoten wand,
 So daß man mich verklagte
 Und über mich oft schrie,
 Da lacht' Mama und sagte:
 „Der Junge hat Genie!“

Als später zu 'nem Feste
 Mama ich conterfeit',
 Da herzt' sie mich auf's Beste
 Und sprach ganz hocheufreut'
 „Der Junge wird ein Maler,
 So traf man mich noch nie!
 Hier hast Du einen Thaler,
 Du kleines Hauptgenie.“

Und als ich drauf mal wieder
 Gemalt 'nen hohen Herrn
 Und durch zwei kleine Rieder
 Verhöhnt die Ordensstern'
 Und als mir die Regierung
 Den Scherz so nicht verzieh,
 Da sprach Mama mit Rührung:
 „Der hat zu viel Genie!“

Dr. Gustav Weisse.

Reiterlied.

Trompeter, blas' ein tapfres Lied,
 Das munter durch die Seele zieht
 Und in die Lüfte schmettert.
 Wie freut sich schon der junge Tag,
 Daß bald die Schlacht beginnen mag
 Und durch die Saaten wettet.

Trab, trab, wie das gar lustig klingt.
 Der Pallasch in den Händen blinkt
 Im Morgensonnenstrahle.
 Nun drauf und dran, ein Stich, ein Hieb.
 Ein Hundsfoth, wer dahinten blieb,
 Dort liegt der Feind im Thale.

Ram'rad, mach mir ein froh Gesicht,
 Vergiß mir auch mein Liebchen nicht,
 Wenn hent' ich sollte sterben.
 Ein Gott, ein König und ein Lieb
 Ist Alles, was mir übrig blieb,
 Du Flasche, brich in Scherben.

Dr. H. Finckenstein.

Sehr sonderbar!

Wir lesen in der heil'gen Schrift,
 Daß Adam aus dem Paradies gestoßen;
 Weil er von der Erkenntniß Gift
 Durch einen Apfelbiß genossen.
 Doch scheint, daß Adam längst vielmehr
 Geführt ein sündenvolles Leben,
 Wie hätte Gott ihm sonst vorher
 Zur Strafe wohl das Weib gegeben? —

Dr. G. Weiße.

Dichterloos.

Männerfenn und Jugendliebe, zornesglühend, thränenschwer,
 Viel getäuscht von falschem Hoffen, oft gebeugt vom Sorgen=
 heer,
 Gestern heiß von Thatensehnsucht, — unter stillem Grabes=
 Moos,
 Heute seine Heimath suchen: das ist Dichter=Sinn und Loos!

Von dem Volk oft mißverstanden, von den Seinen selbst ver=
 kannt,
 Keinen Port für seinen Rachen, keine Lind'ung seinem Brand,
 Keinen Trost als seine Pieder, unter scharfer Schmerzen Stoß,
 Quellend aus dem eig'nen Herzen: das ist Dichter=Sinn und
 Loos!

Doch verklärt in seinem Busen von der ew'gen Schönheit
 Strahl,

Lieb' und Licht und eines großen Freiheitslenzes Ideal,
 Wo der Traum zur Wahrheit worden, den geschaut sein Seh-
 herblick,
 Unter Weh'n und Sturmesnächten: das ist Dichter-Sinn und
 Glück.

Und bis jene Stunde tönet, bis der Freiheit Becher schäumt,
 Träumt er, wie die Erde schlummernd unter'm Schnee von
 Blüthen träumt,
 Und wie sie, die Welt zu schmücken, Keime spendet, kräftig
 hold,
 Fördert er, die Welt zu wecken, sie zu trösten, Liebesgold.

Doch erscheint er nun — der Morgen, leuchtet er ersehnter
 That,
 Der sein Lied im Volkesherzen aufzog der Begeist'ung Saat:
 Dann entfaltet er die Schwinge, die ihn sonst als Lerche trug
 Auf der Freiheit Sonnenbahnen' mit des Adlers Sturmesflug.

Siegen oder untergehen in des Frühlings Verbedrang!
 Blüthenlenz im Herzen tragend, auf den Rippen Schwanen-
 sang!
 Mit dem Lied das Leid besprechen, perlend in der Schönheit
 Blick,
 Der Gefall'nen Stirn umkränzen: das ist Dichter-Sinn und
 Glück.

Ob verkannt, verbannt, zertreten, wie der Traube Feuergeist,
 Wenn die Hülle längst vermodert, schaffend durch die Seele
 freist,

Ob schon längst den Thau des Abends trinke seines Grabes
 Moos,
 Ewig in den Geistern leben: Das ist Dichter=Sinn und Loos.
 C. Krause.

Die Lerche.

Es war eine Lerche zur Winterszeit,
 Die sich aufschwang sehnenden Dranges.
 Noch barg das Gefilde, ringsum beschneit,
 Sein Herz unterm Eise, sein banges,
 Tief unten von Frostes Nacht gedriickt.
 Noch starrten die Bäche, krystallgeschmückt.

Hoch oben aber in Lüften erklang
 Des Vögleins tönende Kehle,
 Und niederstieg sein erweckender Sang
 In der Erde träumende Seele;
 Da zog es so mächtig durch ihre Brust,
 Wie frische, befreiende Frühlingsluft.

Und es lauschte dem Sang' in der Grotte der Bach,
 Ob des Liedes Laut er erlerne,
 Und im Haine wurden die Knospen wach;
 Sie hörten die Lerche so gerne.

Das Alles aber den Winter verdroß,
 Daß ihr Herz mit dem Pfeil er des Frostes durchschuß.

Noch sang in Frühlingsahnungsluft
 Im Strahle des Morgens ihr Lied sie,
 Da traf sie sein Pfeil in die pochende Brust —
 Da sank und sank und verschied sie;
 Doch ihres Herzens verströmendes Blut
 Bestrahlte der Himmel mit Venzesgluth.

Es entschwebte die Seel' als ein himmlischer Ton
 Und in's menschliche Herz er hineindrang
 Und weckte dort tief in des Staubes Sohn
 Mit Frühling und Freiheit den Einklang.
 So lebt als Farb', als Ton, als Wort
 Die Seele der Lerche noch ewig fort.

Dem ob auch verloschen die Farben sind,
 Ob die Töne, die Worte verklungen,
 Ob im Tode das Auge des Künstlers blind,
 Ob die Saiten der Lyra gesprungen —
 Durch Geister mächtig und Sphären zieht
 In Frühlingswehen sein ewiges Lied.

C. Krause.

Sonnenuntergang.

Hinter hohen Pappelbäumen
 Senkt aus wolkenlosen Räumen

Sich ein Feuerball hinab,
 Und in Purpurglanz zerfloßen,
 Und von Rosenlicht umgossen
 Steigt die Sonne in ihr Grab.

Ja, sie sinkt! — Von ihrem Bilde
 Strahlt ein Abglanz voller Milde
 Sanft auf jede Kreatur.
 Kurze Zeit von uns geschieden,
 Schickt sie goldnen Himmelsfrieden
 Hinter jede Menschenspur.

Sänke so auch meines Lebens
 Abend einst und nicht vergebens
 In die stille dunkle Nacht.
 Mehr, als alle Weisheitskunde,
 Sagte mir die Scheidestunde,
 Daß ein schön'rer Morgen lacht.

Dr. H. Finckenstein.

Hor. Ode XI. Lib. I.

An Leuconoe.

Fordre nicht, was uns versagt, zu wissen,
 Welch' ein Schicksal Deiner harrt,

Oder, wenn ich werde sterben müssen!
 Geh' nicht erst, Du wirst ja doch genarrt,
 Zu den Sternendeutern. Ruhig warte,
 Was da kommt. Ob nun ein Winter mehr
 Uns beschieden, oder dieser harte
 Mit den Bergen Eis der letzte wär':
 Sei vernünftig, trink! Dies kurze Leben
 Schließt doch keine lange Hoffnung ein.
 Weil wir plaudern, thut die Stund' entschweben.
 Pflücke sie und laß' die Zukunft sein!

Dr. H. Finckenstein.

Andacht.

Ha! Welcher Rausch belebt die entzückte Brust?
 Bin ich mir selber, bin ich des Drangs bewußt,
 Der plötzlich mich mit leisem Klingen
 Mahnt, bis zum Aether mich aufzuschwingen?

Ja, ich empfinde, näher dem Himmelszelt,
 Dich Geist der Allmacht, der sie zusammenhält,
 Die Welt, und seines Odems Rauschen
 Kann ich mit klarem Sinn belauschen.

In sanfter Stille heiligt sich mein Gemüth,
 Wie fromme Andacht mir in dem Busen glüht.

Mir ist, als stiegen Eure Vieder,
Himmliſche Weſen, zu mir hernieder.

O, du Gedanke meiner Unſterblichkeit!
Ein Engel, ſchwebſt Du hoch über Raum und Zeit
Und führſt mit leichtem Flügelschlage
Hin mich an's Ziel meiner Erdentage.

O ſteigt, Ihr Menſchen, ſteigt aus der Städte Gruft,
Steigt auf die Berge, trinket die Freiheitsluft
Und Eurer Seele rein'res Streben
Wird Euch empor zu der Gottheit heben.

Dr. H. Finckenſtein.

Fels und Brandung.

Donnernd ſchlägt des Meeres Brandung
An die Felfensäulen an,
Spritzt die Fluthen an die Wandung
Des Geſtades hoch hinan,
Hoch hinan, bis wild und hehr
In ein wallend Nebelmeer
Sie zerſtieben und die Wellen
An dem Uferwall zerſchellen.

Nimmer ruht ſie. Unerſchrocken
Rehrt ſie wieder fort und fort,

Reißt vom Fels die mürben Brocken,
 Glättet seinen kant'gen Bord,
 Pocht und lecket am Gestein
 Bis in's tiefste Mark hinein,
 Wühlt sich jubelnd rief'ge Pfade
 In das ächzende Gestade.

Und ob auch des Ufers Dauer
 Für die Ewigkeit erschten,
 Bricht doch endlich seine Mauer.
 Sie versinkt. — Die Wellen flieh'n
 Vor der Stürzenden; doch bald,
 Oh' ihr Donner noch verhallt,
 Decken schon die Fluthen wieder
 Der zerschellten Felsen Glieder.

Sieh! dem Meer mit seinem Walten
 Gleicht die Freiheit. Wild und hehr
 Brandet stets sie um den alten
 Despotismus rings umher,
 Küttelt kühn an seinem Thron,
 Bricht die morschen Stützen schon
 Und wird nimmer Ruhe haben,
 Bis die Fluthen ihn begraben.

Aber wie bei Meeresstille
 Leise nur die Brandung wallt,
 Also regt der Freiheit Wille,
 Wenn das Murren schwach verhallt,
 Leise sich; doch wenn der Sturm
 Wild ergellt vom Glockenthurm,

Dann zerbricht der Freiheit Branden
Zornig alle Sklavenbanden.

Sylvius Radig.

Aschermittwoch.

Dumpfes, banges Glockenläuten
Bittert durch die dichte Lust.
Ist's doch wirklich, als verstreuten
Alle Nebel Leichenduft.
Gestern noch ein frohes Eilen
Durch die Gassen, längs der Zeilen,
Grade wie beim Hochzeitsreigen —
Heut ein feierliches Schweigen.

Gestern Tanz noch auf der Diele
Und im Freien allerwärts,
Mummenschanz und Narrenspiele,
Maskenfreiheit, Maskenscherz —
Heut jedoch ein scheu' Entweichen,
Auf der Stirn ein Rainszeichen,
In des Herzens dunkler Kammer
Angst, Zerknirschung, Reu' und Jammer.

Auf des Leichtsinns wildes Treiben
Folgt die Buße und die Qual.

Also wirst Du immer bleiben,
 Menschenkind im Erdenthal!
 Dann erst, wenn Dein wüstes Schwärmen
 Dich gesättigt, find die Termen
 Der Erkenntniß Dir erschlossen,
 Und Du schmeckst, was Du genossen.

Abscheu vor der ecken Speise
 Schließt den Mund Dir mit Gewalt,
 Aber, ach! die Lebensreise
 Ist nunmehr beendet bald,
 Und was thust Du, um den kühnen
 Frevel an Dir selbst zu sühnen?
 Reue folgt zwar auf dem Fuße,
 Doch statt Thaten thust Du Buße.

Sylvius Radig.

Liebesklage des Proletariers.

He, Bettlerstochter! He, Bettlerin!
 Was siehst Du so starr nach dem Jüngling hin?
 Was klopft Dein Herz so bang und schwer,
 Als wenn's voll unendlicher Liebe wär'?

Der Bube verführt Dich! Sein falscher Mund
 Erhebt Dich zwar über's Erdenrund,
 Denn Du bist wahrlich an Schönheit reich,

An Liebreiz mancher Fürstin gleich --
 Allein den klugen Mann gewinnt
 Zur Eh' nur ein Grafen-, kein Bettlerkind.

Sieh mich! — Bist ich nicht jung und stark?
 Verdien' ich auch wenig, so leb' ich nicht karg;
 Für einen zufriedenen, frohen Sinn
 Genügt vollauf meiner Arbeit Gewinn
 Und nicht nur für mich — auch ein liebend Weib,
 Das findet noch Nahrung, ein Kleid für den Leib
 Und Lust für die Seele; denn jung ist mein Herz
 Und liebet die Liebe, ein Lied und den Scherz.

Der aber, den dorten Dein Herz sich erkor,
 Der längst schon das Feuer der Jugend verlor,
 Er will nicht Dein Herz, das sein Trugsinn umkrallt,
 Ihn reizt nur allein Deine schöne Gestalt
 Und ist erst erloschen der Wange Roth,
 Ist seine Liebe auch kalt und todt.

Zwar bist ich nicht zart, nicht so schön, wie der Mann,
 Der spielend Dein Herz sich, das heiße, gewann,
 Zwar decken nur Schwielen, nicht Handschuh, die Hand
 Und ärmlich und grob ist mein täglich Gewand —
 Zwar kann ich Dein Herz nicht berücken, wie er,
 Doch ist mein Herz nicht an Liebe so leer.
 Vergiß d'rum den Falschen und sage es laut:
 „Dir will ich gehören als liebende Braut!“

Du willst nicht? Du kannst nicht? Bist lange schon sein?
 O gräßlicher Jammer — unendliche Pein!

Schon seh' ich Dich weinend, ein Kind auf dem Arm,
Die Straßen durchheilen in bitterem Harn.

Dort fluthet ein Strom in dem einsamen Thal —
Hinein nur! Hinein nur! — — So endet die Qual. —
Mein Glück ist verloren — Deine Unschuld ist hin.
O Bettlerstochter! O Bettlerin!

Sylvius Radig.

Durch Nacht zum Licht.

Durch Nacht zum Licht, zum vollen Sonnenglanz,
Der dort der Menschheit Höhen überfluthet,
Vor dem die Welt, wie jetzt vor Roms Monstranz
Der Katholik, einst knie'n wird, wenn verblutet
Der Glaubensstreit, wenn aller Mummenschanz
Vermodert sein wird, eh' er's selbst vermuthet.
Und droht Ihr auch mit Bannstrahl und Gericht,
Wir kämpfen dennoch uns durch Nacht zum Licht.

„Durch Nacht zum Licht!“ so tönt die Losung laut
Und um die Adler reih'n sich die Cohorten —
Die Driflamme weht und unsre Braut,
Das Schwert des Geistes, sprengt die Kerkerpforten.
Hinaus zur Schlacht! — Den Finsterlingen graut
Und Sieger bleiben wir an allen Orten.
Wir hielten treulich fest an Recht und Pflicht
Und schwangen d'rum uns auf durch Nacht zum Licht.

So träumten wir! — Der schöne Traum entwand,
 Doch nicht der Muth, das Traumbild wahr zu machen,
 Und zittert auch vor Schwäche unsre Hand,
 Wir selber zittern nicht vor Feu'n und Drachen, —
 Wir klettern aufwärts an der Felsenwand
 Und öffnet auch der Abgrund seinen Rachen —
 Uns faßt der Schwindel und das Grauen nicht,
 Auf uns'rem Kreuzesweg durch Nacht zum Licht.

Und krönt der Sieg auch unser Streiten nicht,
 Ist uns're Müh' auch immerdar vergebens,
 So trübt doch nimmer sich das Angesicht,
 Weil unerreicht der Zielpunkt unsres Strebens;
 Denn ob auch jetzt die Nacht uns noch umflieht,
 So ringt doch einst am Endpunkt uns'res Lebens,
 Wenn unser mattes Auge endlich bricht,
 Der freie Geist sich auf durch Nacht zum Licht.

Sylvius Radig.

Ode an Gott.

Staub bin ich, Gott! Drum naht mein Glaube,
 Dich anzubeten, nur im Staube,
 Und könnt' ich dies je zu vergessen
 Mich wol vermessen?

Was bin ich, Herr? Ein schwaches Wesen,
 Das stets geneigt zum Argen, Bösen,
 Sich immer müßt' in Trübsal quälen
 Gefall'ner Seelen.

Drückt mich nicht Schuld? Des Herzens Triebe
 Sind sündig stets; doch Deine Liebe
 Vergönnt den Blick, zu Dir zu lenken
 Und Dich zu denken.

Und dieser heilige Gedanken
 Durchbricht des Menschegeistes Schranken
 Und läßt das ew'ge Heil mich finden
 In meinen Sünden.

Zur Freude riefst Du mich in's Leben,
 Willst meinem Herzen Ruhe geben
 Und trägst unendliches Erbarmen
 Mit allen Armen.

Mein Geist erschaut in Deinem Worte
 Des Himmereiches enge Pforte,
 Durch die auch ich darf zu Dir kommen
 Mit allen Frommen.

Erleuchte mich mit Deiner Klarheit,
 Du ew'ge Freiheit, Liebe, Wahrheit!
 Daß Deine Wege heilsam waren
 Laß mich erfahren.

Erfahrung lehrt auf's Wort mich merken,
 Dein Wort wird meinen Glauben stärken.

Der Glaube wirkt Geduld und Frieden
Dort und hienieden.

Nach Deinem Willen lehr' mich handeln,
Geduldig Leidenswege wandeln
Und um die Welt mich nicht betrüben
Und Dich nur lieben.

Ich will durch Thaten zu Dir beten
Und ob Versucher zu mir treten,
Will Deine Gnade ich nicht lassen
Bis zum Erblaffen.

Unendlich Er'ger, Dir zu nahen
Und Deinen Segen zu empfangen,
Auf Dich zu traun in Freud' und Schmerzen,
Ist Pflicht dem Herzen.

Der Du in ungemess'ner Ferne
Den kleinsten Wurm, das Heer der Sterne
Regierst mit gleicher weiser Stärke
All' Deine Werke;

Der Du in Sturm und Ungewittern,
Wenn Hügel fallen, Berge zittern,
Ermahnst, sich Deiner zu getrösten
All' die Erlösten,

Du wirst auch meiner nicht vergessen,
Kann ich das „Wie“ auch nicht ermessen.
An Deiner Hand willst Du mich leiten
Zu allen Zeiten.

Drum laß', Allmächt'ger, Dir gefallen
 Das Lob, das Dir der Mensch muß lallen,
 Wenn Dich verehrt der schwache Glaube
 Getroßt im Staube.

Wie droben Dir die Seraphinen
 In höherer Vollendung dienen,
 So preisen Dich in heißem Sehnen
 Der Menschen Thränen.

Und wenn ich scheide von der Erden,
 Laß droben dann Dein Kind mich werden.
 Dann werd' ich Dich, Jehova, ehren
 Mit Engelchören.

Dr. Gustav Weiße.

Acolsharfe.

So sehnsuchtschaurig weht der Wind.
 Er flüstert mir in das Herz wunderbare Dinge,
 Von vergangener, goldner Zeit flüstert er,
 Von seligen Tagen, wo Alles so schön war:
 Wie die Maiensonne schien, und die Blüthenflocken
 Lebten und spielten in der würzigen Luft,
 Wie die Rosen knospeten da in dem Garten weit,
 Wie mir das Herz so voll war und wie ich wandelte sinnend.

Was thust Du, o Wind? Warum erweckst Du in mir
Das Andenken, das wehmüthige, wonnige, selige,
Verflossener, lieblicher Tage?

Er flüstert, er flüstert wieder
Und ich verstehe, was er mir sagen will.
Ein süßer Klang durchzieht mein Herz
Und ich gedenke des linden, lauen Abends,
Wo ich wandelte, selig wandelte mit einem Mägdlein am Arm,
Einer Maienrose, die eben aufbrach.
Der Gamander duftete in dem Garten,
An der Laube duftete er, so melancholisch süß,
Die Lilien schmachteten und der Thautropfen
Küßte den Mund der Rose und schmiegte sich an ihren Busen,
Die Quelle liebäugelte mit dem Monde
Und der Mondstrahl blickte so hell durch die Kirschbäume
Und sagte nichts.
Die klaren Sterne schauten so schelmisch zu uns hernieder
Und lächelten; wir aber blickten fröhlich auf
Zu dem blauen Himmelszelte und schämten uns nicht.

An der Gamanderlaube da spielten Blüthen und Blätter
Und der Epheu und das Weinlaub wisperten und neckten sich;
Sie aber ging schweigend an meiner Seite,
Der keuschen Engel treues, reines Abbild.

Sehnlich lauschte sie, ein unbefangenes Kind meinen Worten
Und neigte ihre Seele meiner Seele entgegen. —
Und ich redete ihr von Gott, dem höchsten Ideal,
Der Freiheit und der Liebe, der das Glück
All' seiner Geschöpfe will durch Freiheit und Liebe,

Und von dem kindlichen Glauben an seine Vatergüte,
 Die uns die Heuchler und Frierer umwandeln
 Wollen in Rache und Zorn, damit wir ihn nicht lieben,
 Sondern ihn fürchten als Richter und Rächer.
 Und ich sprach ihr von dem Zauberreiche der Natur,
 Dem Heiligthume der Poesie und der Welt der Töne.
 Auch von der Mutterliebe sprach ich, diesem milden,
 Weichen Engel, den die Gottheit auf diese Erde sandte,
 Damit er unsre Schritte leite mit linder, sanfter Hand
 Und uns ein Siegel sei der allbarmherzigen, ewigen Liebe.

Sie blickte mich schweigend an und eine bange
 Wehmuthsthräne perlte auf ihre Wange nieder.

Da sprach ich von der ewig jungen
 Himmelstochter, der Hoffnung,
 Vom Liebes- und vom Niederfrühling
 Und vom Zauber des ersten Kusses. —

Da wollten die Mondstrahlen durch die Blätter blicken,
 Denn sie belauschen gern die Gespräche der jungen Liebe,
 Aber die Blüthen und Blätter flüsterten und ließen es nicht
 geschehen.

Da redete ich vom ernsten Leben, voll heiliger Wunder,
 Und von der allen Harm stillenden, balsamischen Thräne;
 Und sie lauschte still und legte mir den Finger auf die Lippen
 Und blickte mich an und ich las in ihrem
 Aetherreinen Auge das Geheimniß ihrer Seele,
 Das schöne Räthsel ihrer ersten Liebe.

Da wandelten wir zum murmelnden Bach,

Der so gern ausplaudert die Geheimnisse der Herzen,
 Die sie ihm anvertrauen,
 Und sie nahm ein Rosenblatt
 Und schrieb einen Namen darauf
 Und warf es in die tanzenden Wellen.

Die Nachtigall flötete ihr sehnsuchtsreiches Lied,
 Ich aber zerdrückte eine Thräne zwischen der Wimper
 Und sehnte mich nach einem Wesen, das mich verstünde,
 Nach einer Seele, die da fühlt, was eine Männerthräne
 Werth sei und es ahnt, daß das Männerherz
 Einer Perlenmuschel gleich, die zwar schwer zu öffnen,
 Auf deren Grunde aber, tief verborgen, heilige Schätze ruhn.

Darum still, o Wind! Säusle mir nichts mehr
 Von vergangener, seliger Zeit oder blühender, schöner Zukunft.
 Zwar ist der Mai gekommen und geschwunden
 Und er wird wieder kommen und wieder schwinden,
 Aber mir blüht keine Blume mehr. —

Wenn aber der erste Mai kommt,
 Der mein Grab schmückt, dann wird
 Der Blumenengel über meinem Hügel hinzieh'n
 Und seinen zarten, duftigen Kindern zuflüstern:
 „Da unten schläft Einer, dem auf Erden keine Blüthe sproß,
 Dem aber droben, im Lande der Vollendung,
 Der Liebe und des Lichts, der Frieden werden soll,
 Den er, sein Leben hindurch, so heiß ersehnte. — “

Der Engel der Barmherzigkeit wird ihn
 In seinen Arm nehmen und ihm die Thränen trocknen,

Die er einsam und verlassen, nach Frieden ringend,
Im irdischen Leben so schmerzlich vergoß.

Darum, o Wind! säusle mir nichts mehr
Von Hoffnung und Glück und
Von vergangener, gold'ner Zeit!
Der stille Garten aber liegt jetzt weit
Und mein Herz blutet noch an dem Trennungsschmerze.
Dr. Gustav Weisse.

Liebchen mit bedächt'gem Sinn.

Liebchen mit bedächt'gem Sinn
Will von Lieb' nichts wissen,
Weil die zärtlich Liebenden
Dessers scheiden müssen;
Doch das ist nur leerer Schein,
Denn zwei treue Herzen
Können wol geschieden sein
Ohne Trennungsschmerzen.
Wenn der Traute von Dir zieht
In die weite Ferne,
Schreibt er Dir von Lieb' erglüht,
Durch die goldnen Sterne,
Sternschrift in dem Himmelsblau
Kann Süßliebchen lesen

Und die Sterne wissen's g'nau,
Ob er treu gewesen.

Darum heiter, liebes Kind!

Laß uns jetzt noch küssen!

Herzen, die geschieden sind,

Sich nicht trennen müssen.

Dr. Gustav Weiße.

Der Glaube ist des Lebens Poesie.

Der Glaube ist des Lebens Poesie.

Die Liebe muß zur That ihn frei gestalten.

Doch, daß Du glaubst und liebst, sage nie,

Läßt Du nicht auch die Duldung friedlich walten.

Denn als die Gottheit diese Welt verließ,

Hat jenen Engel sie zurückgelassen,

Damit, was sie für droben uns verhieß,

Der Menscheng Geist hienieden schon könnt' fassen.

Dr. Gustav Weiße.

Hydrarchos.

Es geht eine Sage in der Welt,
Eine vorfluthliche Sage:

Von einer Schlange im Ocean
 Noch unbestimmt und vage.
 Bald streitet man's ab, bald wird sie auch
 Für lebend wieder gehalten,
 Und Jahre lang füllt schon dieser Streit
 Die gähnenden Zeitungsspalten.

Nur dieses Thier entrann allein
 Dem allgemeinen Tode,
 Der alles organische Leben ereilt
 In der Alluvialperiode,
 Als damals die Erde noch kochend war,
 Ein Brei von Lava und Schlacke,
 Von Granit und Gneus und Obsidian,
 Von Grünstein und Grauwacke.

Wie muß sich heute doch dieses Thier
 So ganz vereinsamt fühlen,
 Das einst in enger Freundschaft gelebt
 Mit Mammuth und Pterodactylen!

Die Pachydermen und Eocene'n,
 Die Ammoniten, sie konnten
 Im Zeitenlaufe wol untergehn,
 Desgleichen die Mastodonten;
 Es wurden die Sigillarien Stein,
 Die riesengroßen Farren;
 Es starb selbst der Ichthiosaurus hin,
 Dess' Knochen aus Kalkstein wir scharren.

So mußten sie alle auf einmal einst
 Den steinernen Tod erleiden;

Ein einz'ger Hydrarchos blieb zurück,
 Meint scherzhaft Professor Schleiden.
 Es ist die Schlange im Ocean,
 Die Ruhe nirgends kann finden,
 Die öfters schon emporgetaucht
 Aus tiefen Meeresgründen.
 Gar Mancher schon sah sie träg und schwer
 Sich auf den Wellen dehnen
 Und über uns're stoffarme Zeit
 Vor langer Weile gähnen.

So irrt sie umher Jahrhunderte schon
 Und seufzt nach bald'ger Erlösung.
 Sie ist verflucht und ihr Leib verfällt
 Nicht früher seiner Verwesung,
 Als bis die letzte Zeitung gedruckt,
 Die, leer an anderen Stoffen,
 Das Neueste über die Schlange bringt:
 Sie wäre endlich ersoffen.

M. Schlesinger.

Bist Du's oder bist Du's nicht.

Mit dem Ränzel auf dem Rücken
 Und dem Stabe in der Hand,
 Ging ich ohne Magendrücken
 Wohlgemuth von Land zu Land.

Hamburg hatt' ich schon gesehen,
 Wandsbeck, Bergedorf passirt,
 Wollte nun nach Lübeck gehen;
 Drum ward rüstig fortmarschirt.

Februar war's und die Sonne
 Strahlte mild auf Berg und Thal;
 Doch es störte meiner Wonne
 Hochgefühl des Hungers Qual
 Und ich lenkte meinen raschen
 Schritt nach einem Herbergsort,
 Waren leer auch meine Taschen
 Und der letzte Schilling fort.

Sicher trifft der Wandrer immer
 Süße Labung, kurze Ruh.
 Dieser lichte Hoffnungs-schimmer
 Trieb dem nächsten Dorf mich zu.
 Herrlich in des Dörfleins Mitte
 Lag das Schloß. Ich war erfreut,
 Dachte mir bei jedem Schritte:
 „Hier hält man Dein Mahl bereit!“

Doch kaum war ich an der Schwelle,
 Rief schon laut der Schloßprofoß:
 „Fort von hier! Gleich auf der Stelle!
 Sonst laß' ich die Hunde los.“
 Dort hab' ich es tief empfunden,
 Daß allda, wo Reichthum thront,
 Nächstenliebe längst verschwunden,
 Mitleid nur in Hütten wohnt.

Und so zog ich meine Straße
 Tief betrübt zum Dorf hinaus,
 Doch noch in des Dorfes Gasse,
 An dem kleinsten, letzten Haus
 Bat ich an des Gärtchens Pforte
 Freundlich einen Trunk mir aus.
 Als verklungen meine Worte,
 Trat ein Mütterchen heraus.

Tiefgebückt an ihrem Stabe,
 Trat sie dicht an mich heran,
 Mustert mich und meine Habe,
 Sah mich lang' und prüfend an,
 Blicke, wie nach Worten ringend,
 Bange mir in's Angesicht,
 Rief dann laut und herzdurchdringend:
 „Bist Du's oder bist Du's nicht?“

Traurig und auch tief bewegt,
 Stand ich vor der Greisin da.
 Ihren Wunsch, den sie geheget,
 Ihren Sohn — sie glaubt ihn nah.
 Ihren Sohn! — die Muttertreue
 War mit neuer Gluth erwacht,
 Ward durch einen Schein aufs Neue
 In der Greisin angefaßt.

Schwer ward mir, es ihr zu sagen,
 Daß es eine Täuschung sei.
 Weinend sie begann zu fragen,
 Wer, und auch, woher ich sei?

Führte mich ins kleine Zimmer,
 Gab mir, was die Armuth bent,
 Prüfte weinend mich noch immer
 Und erzählte mir ihr Leid:

Daß vom Sohn sie seit zwölf Jahren,
 Da sie ihn sah von sich ziehn,
 Nichts gehört und nichts erfahren
 Und noch täglich hofft' auf ihn.
 Eine Thräne von den Wangen
 Floß auch nur an diesem Ort.
 Tröstend bin ich fortgegangen,
 Still zog ich die Straße fort.

Jahre sind seitdem verschwunden
 Und denk' ich mit frohem Blick
 An die Lust der Wanderstunden,
 Denk' ich an das Dorf zurück,
 Sehe noch des Gärtchens Pforte,
 Seh der Greisin Angesicht,
 Hör' noch die bewegten Worte:
 „Bist Du's oder bist Du's nicht?

H. Suppert.

Sommerabend.

Heimwärts treibt der Hirt die Heerde.
 Blauer Duft umhüllt die Berge —

Thauig glänzen Feld und Wiese
Und es geht die Sonne unter.

Durch des Abendhimmels Frieden
Ziehen Wolken stillen Ganges
Hin zum Purpursaum des Aethers
Und verschwimmen rosig leuchtend.

In den Zweigen schweigt der Sänger,
Durch das Spiel der Abendlüfte
Strömt der Duft aus weißen Blüthen,
Wie ein junger Frühlingsodem.

In die helle Fluth des Baches
Tauchen dunkle Schatten schweigend,
Bogen zitternd auf nieder,
Betten sich im kühlen Grunde.

Ausgebreitet liegt der Garten.
Mit der Gluth des Orientes
Tauscht das tiefe Grün des Nordens
Palmen, Rosen und Chypressen.

Flieberblüthe winken traulich,
Dunkle Gänge, Laubgewinde,
Rosenbänke, stumme Grotten,
Dicht umrankt vom Blatt der Rebe.

Mit der Laute naht der Sänger,
Wandelt, wo im Abendscheine

In den dichtbelaubten Kronen
Goldig die Orangen prangen.

Ihm entgegen eilt die Schöne,
Schlingt um seinen Hals die Arme,
Virgt an seiner Brust das Antlitz,
Kennet ihn mit theuren Namen.

Liebeselig, wonnetrunken
Wandeln kosend sie zum Nachen,
Durch die Wellen schwimmt die Barke
Ueber gelbe Wasserrosen.

In den Armen des Geliebten
Ruht die Maid, die blondgelockte,
Und der Nachthauch streicht die Fläche,
Streichet die murmelnden Gewässer.

Seine Laute faßt der Sänger,
Schlägt begeistert ihre Saiten,
Singt ein hohes Lied der Liebe.
Sanft verhallt es an den Ufern.

Rings am blühenden Gestade
Wachen auf die Nachtigallen,
Singen mit die holde Weise
Durch die abendliche Stille.

Süße, träumerische Klänge,
Zauberische Melodien!

Bunte Blumenglocken läuten
Und die Nester schwanen traumhaft.

In die dunkle Bucht des Sees
Treibt der Liebesnachen schaukelnd.
Es verlauscht der Klang der Lieder
Und der Sang der Nattigallen.

Marmorne Gebilde glänzen.
Unter dichte Rosenbüsche
Führt der Sängel seine Liebe,
Kosend, flüsternd, wonnebebend.

Schamhaft glüht die keusche Rose,
Und die weißen Marmorbilder
Blicken wehmuthvoll und traurig
Und es fällt ein Stern vom Himmel. — —

Manche Blume welkt der Abend, — —
Wieder treibt im See die Barke,
Doch es schweigt der Born der Lieder
Und es schweigt des Sängers Laute.

In das Antlitz seiner Schönen
Scheint das milde Licht des Mondes,
Und sie senkt das bleiche Antlitz
Weinend in den Schooß des Sängers.

Siegfried Eisenhardt.

Grabscrift des alten Kriegers.

Ruhe, Du Tapferer, sanft! Hier endlich war Dir ein
 Kasttag,
 Seit Dich in's wilde Gewühl Jugendbegeisterung riß.
 Ruhe von Märschen und Kampf in den Winterquartieren des
 Todes,
 Welche die Mutter Natur freundlich mit Blumen geschmückt!
 Warst Du ein Fürst — im prangenden Liede besangen Dich
 Hundert;
 Aber Du warst aus dem Volk, darinn vergaß es Dich auch!
 Wenig genügte Dir schon und noch weniger ward Dir ge-
 boten.
 Ruhmeserinnerung nur würzte Dein kärgliches Brod.
 Ruhe, Du müder, zerrissener Leib! Du muthige Seele
 Steige, versöhnet mit uns, nieder in unsere Brust,
 Daß wir der Knechtschaft Joch, wie es lastet, auf Allen so
 schmachvoll,
 Schlendern, ob deutsch es auch heißt, fort, wie das fränkische
 Du.

C. Krause.

Aufmunterung.

Lass' strömen das Lied in die Welt hinaus,
 Hinaus in das drängende Leben,
 Lass' muthig es klingen in Sturm und Braus,

Begeisternd es tönen im blutigen Strauß,
Mit Frieden erfüllen das Heimathshaus,
Die Brust zur Wonne erheben.

Laß strömen es frei aus dem reichen Born,
Der nimmer versiegt und verschwindet,
So rein, wie das Gold vom reinsten Korn.
Dem Jagenden sei es ein kräftiger Sporn,
Dem Finsterling aber ein scharfer Dorn,
Der den Fleck, den verwundbaren, findet.

Drum schließ' es nicht scheu und ängstlich ein
In dem ruhelos wogenden Busen.
Das Lied will Lust und Sonnenschein,
Es will gehört und empfunden sein;
Auch gaben für Alle, für Dich nicht allein,
Das tönende Lied Dir die Mäusen.

Eylvins Nodig.

Die Blätter erst so frisch und grün.

Die Blätter erst so frisch und grün,
Die sind jetzt weiß und roth,
Das ist gar eine lust'ge Pracht
Und doch ist Alles todt.

Wenn ich die welken Blätter schau,
 Die all' der Sturm zerstreut,
 Dann denk' ich immer an mein Herz
 Und an die Jugendzeit,
 Und wenn ich dann ein rothes Blatt
 Auch da mitunter seh,
 Dann denk' ich immer, das ist Blut!
 Und gleich wird mir so weh.
 Denn mir erscheint ein wundes Herz
 Fast wie ein solches Blatt,
 Das Herbstes Nebel mürb' gemacht
 Und Sturm gebrochen hat.

Dr. Gustav Weiße.

Akrostichon und Sonett

an den Geigen-Virtuosen Antonio Bazzini.

Als einst die letzten, schönen Siegeslieder
 Nachhallend klangen durch die weite Welt,
 Trug sanft ein Engel Dich, Du Töne-Held,
 Ohn' eitle Pracht auf diese Erde nieder.

Nur lichtvoll strahlt ein Glanz vom Himmel wieder,
 In welchem Du zum Künstler bist geweiht;
 O, wie viel Zauber sich an Zauber reiht,
 Begeistert uns das kleinste Deiner Vieder.

Aus Deiner Saiten fangesreichen Schwingen
 Zerfließt in Lust der kaumgeahnte Schmerz,
 Zum Himmel trägt Dein Sang das bange Herz,
 In das erquicklich Deine Töne dringen.
 Nein, was begeisterungsvoll die Kunst geboren,
 Ist mit dem Augenblicke nicht verloren.

Dr. Gustav Weiße.

Ein Schloß am Meere.

Motto: So stark und treu wie Penhoel.

I.

Im goldnen Sonnenlichte blinkt
 Das stolze Schloß am Meere
 Und von des Schlosses Zinnen winkt
 Der Eisenglanz der Speere.
 Drommetenschmettern, Zinkenklang
 Und Paukenschlag und Sing und Sang
 Die rufen Gäste mancherlei
 Zum Hochzeitsfest und zum Turnei.

Und mächt'ge Herrn und Ritter nah'n
 Mit ihren edlen Frauen
 Und reis'gem Volk auf jeder Bahn
 Von Burgen und aus Gauen.
 Das stolze Schloß beherbergt kaum

Die Gäste all' im weiten Raum
Und dennoch strömt zu dem Turnei
Das Volk noch immerfort herbei.

Der junge Schloßherr feiert heut
Sein Hochzeitsfest mit Brunken,
Es wallt sein stolzes Herz vor Freud',
Sein Aug' blickt siegestrunken.
Wer gleicht wohl auch von allen Herrn,
Die aus der Nähe, aus der Fern'
Herbeigekommen, ihm an Pracht
Und Tapferkeit und Ruhm und Macht?

Sein König nennt ihn Bruder nur
Und baut auf seine Treue.
Es folgt das Glück nur seiner Spur
Und spendet stets aufs Neue
Ihm Freuden, lauter wie das Gold,
Und auch die Liebe ist ihm hold,
Denn sie verlieh ihm allzumal
Die schönste Maid als Eh'gemal.

Es dröhnen durch die Lüfte laut
Vom Thurm herab die Böller,
Da tritt mit seiner holden Braut
Der Schloßherr auf den Söller
Und blickt hinab auf's weite Land,
Hinab zur steilen Felsenwand,
An welcher sich im Sonnenlicht
Die Brandung funkensprühend bricht.

Sein Auge leuchtet und er spricht,
 Von edlem Stolz durchdrungen:
 „Mein traut Gemal! Wie unten dicht
 Sich Land und Meer umschlungen,
 So schlingt sich Glück und Liebe auch
 Um unser Leben, und ihr Hauch,
 So liebewarm, ist wol ein Pfand
 Von unsres Hauses Fortbestand.

Sieh hier die Fluren rings umher
 Im reichsten Schmucke glänzen,
 Sieh dort hinab auf's weite Meer
 Mit seinen Wellentänzen!
 Dies Alles, was Dein Auge schaut,
 Ist unsren Händen anvertraut
 Und bietet uns von Jahr zu Jahr
 Des Glückes reichste Spenden dar,

Und siehst Du dort im Thal, auf Höh'n
 Und rings auf Edelfitzen
 Des Hauses stolze Banner weh'n,
 Die Eisenhelme blitzen?
 Es schlägt für uns in Lust und Schmerz
 Ein jedes panzerfeste Herz
 Und opfert voller Edelmuth
 Für unser Wohl sein Gut und Blut.

Und Du, mein süßes, traut' Gemal,
 Umschlingst mit treuer Liebe
 Mein Herz. Nun giebt es keine Wahl,
 Was noch zu wünschen bliebe.

Es ruht auf festem Fundament
 Des Hauses Glück und ohne End'
 Bleibt unser Wahlspruch sonder Fehl:
 So stark und treu wie Penhoël!"

II.

Und hundert Jahre hat die Fluth
 Der Zeit hinweggerissen
 Und mancher stolze Edle ruht
 Seitdem auf Leichenfissen;
 Doch hoch auf steiler Felsenwand,
 Weitblickend auf das flache Land,
 Erhebt sich noch als ries'ge Wehr
 Das altergraue Schloß am Meer.

Es tobt ein rauher Wintersturm
 Mit lautem Klaggelange
 Wol um die Mauern, um den Thurm
 Und tönt so schaurig bange.
 Die Brandung spritzt den Wogenschwall
 Bis an den festen Mauerwall
 Und stimmt mit ihren Melodei'n
 In des Orkanes Brausen ein.

So wüthet um das Schloß umher
 Der Elemente Toben,
 Doch hat auch drinnen unheilschwer
 Sich heißer Kampf erhoben,
 Zwar lautlos, doch so riesig groß

Als wenn erbebt der Erde Schooß,
Aus Felsenspalten, weit geritzt,
Ein Flammenmeer zum Himmel spritzt.

Es kämpfet einsam im Closett
Mit Schauern und mit Bangen
Der Schloßherr auf dem Lotterbett,
Von heißem Schmerz umfassen.
Sein Aug' blickt stier, sein Aug' blickt wild,
Er selber ist des Grames Bild,
Und herb, wie er der Brust entquoll,
Entströmt der Lippe tiefer Groll:

„Du schönes Reich! Du schönes Reich!
O kannst Du noch gesunden?
Du Heimathsland, so schmerzenreich
Und reich an Todeswunden!
Maitressenwirthschaft, blinder Wahn
Und Leichtsinn führten Dich die Bahn
Des sichern Untergangs. Nun bannt
Der Blick den Fuß am Abgrundsrand.

Mein König! Deine Schwäche stieß
Die Treu'sten in die Ferne.
Als diese Schutzwehr Dich verließ,
Verließen Dich die Sterne.
Mit Panzer und mit blankem Schwert
Erschienst Du Dir zu schlecht bewehrt —
Die Robe und der Unterrock
Dünkt' bess'rer Schutz Dir vor dem Bloß.

Mein armer König! Hörst Du nicht
 Das Lied der Sansculotten
 Und siehst Du um's Schaffot sich dicht
 Das Volk zusammenrotten?
 Ein edles Wild ist aufgejagt!
 Ist Keiner, der's zu schützen wagt?
 Wol Niemand; denn der Treu'sten Hand
 Hast Du entwaffnet und entmannt.

Zu feilen Söldnern wurden bald
 Die mächtigsten Barone.
 Nun rüttelt wild des Volks Gewalt
 Am ungeschützten Throne.
 Leb' wohl, mein Vaterland! Leb' wohl!
 Die Brandung tönt so dumpf und hohl
 Und dort am spitzen Felsenriff
 Zerschellt das mastenlose Schiff.

Der Uudank und der Leichtsinm hat
 Des Hauses Glück zertrümmert.
 Nun schleicht es, wie ein Kranker, matt
 Um Gräfte und verkrümmert.
 Mein theures Haus — Dir helfe Gott!
 Sonst wird noch einst der Nachwelt Spott
 Dein Wahlspruch, stolz und sonder Fehl:
 So stark und tren wie Benhoël!“

III.

Und jetzt?! Die Nacht umhüllt das Feld,
 Umhüllt des Berges Firne.

Der Wolkenmantel birgt die Welt
 Der funkelnden Gestirne.
 Der Sturm durchfurcht auf seiner Bahn
 Den schaumgefrönten Ocean
 Und schleudert mit der Riesenhand
 Die Wogen hoch hinauf an's Land.

Hinauf an's Land, wo sonst sich hehr
 Das Schloß am Meer erhoben,
 Wo jetzt ein wallend' Nebelmeer
 Nur Trümmer hält umwoben;
 Wo sonst der Ritter und sein Troß
 In lautem Jubel sich ergoß
 Und jetzt der Uhu nur allein
 Die Luft erfüllt mit wildem Schrei'n.

Dort oben hauf't der nied're Sproß
 Der mächtigsten Barone
 In der Ruine Erdgeschosß
 Mit seinem einz'gen Sohne.
 Sein Bett ist eine Schütte Stroh,
 Sein Stuhl ein Klotz, die Tafel roh
 Gezimmert, nackt die Mauerwand,
 Die Diele Schutt und Meeresand.

„Die Nacht ist prächtig!“ ruft er aus.
 „He, Junge! brennt die Leuchte?
 Der Teufel schütz' das alte Haus!
 Es wankt schon, wie mir deuchte.
 Mag's brechen, hält es nur so lang’

Bis endlich mir ein guter Fang
Gelingt; dann überlaß' ich's gern
Dem ersten besten, neuen Herrn.

He, Schiffer! Heute läßt der Sturm
Nicht freundlich mit sich sprechen.
Die Leuchte auf dem alten Thurm
Mag Dir die Rippen brechen.
Da hilft kein Beten, hilft kein Schrei'n —
Das Strandgut herge ich allein
Und wenn Dich auch das Meer nicht will,
Mein Anüttel macht Dich stumm und still.

Halloh! — Ein Schuß! — Die Beute eilt
Ins sichere Verderben,
Und da sie Niemand mit mir theilt,
So kann ich Alles erben.
Geschwind, mein Sohn! Das Felsenriff
Zertrümmert schon das schmucke Schiff.
Nun gilt's nur noch, mit keckem Muth
Zu bergen das erjagte Gut!"

Er spricht's — da zuckt durch's Firmament
Ein Blitz mit grellem Scheine
Auf's alte Schloß herab und trennt
Die festgefügtten Steine.
Da stürzt der Thurm mit lautem Krach,
Es stürzt des Schlosses morsches Dach
Und bettet in die Trümmerfluth
Des edlen Hauses letztes Blut.

Sein Angedenken aber lebt
 Noch fort im Volkesmunde
 Und manche roß'ge Rippe bebt
 Bei wilder Schreckenskunde,
 Und wer ein Herz recht tückevoll
 Und feig dabei bezeichnen soll,
 Der sagt dann frei und sonder Hehl:
 „So stark und frei wie Benhoël!“

Sylvius Radig.

Auf Bergeshöh'n.

Auf Bergeshöh'n,
 Wo die Luft so klar,
 Auf zackigem Felsen
 Nur horstet der Nar,

Wo rings umher
 Jedes Wesen schweigt
 Und freier der Odem
 Der Brust entsteigt,

Wo dumpf der Sturz
 Der Lawine schallt
 Und donnernd das Echo
 Ihn wiederhallt,

Die Wolken tief
 Zu den Füßen zieh'n,
 Nicht Blumen noch Kräuter
 Dem Fels entblüh'n,

Der Gletscher nur
 Sein eisiges Feld
 Den staunenden Blicken
 Entgegenstellt —

Da fühlt man erst,
 Was die Freiheit gilt,
 Wie jubelnd ihr Stürmen
 Der Brust entquillt.

Thrannendruck
 Zerstiebt hier in Nichts;
 Das Scepter nur führet
 Der Sohn des Lichts.

O lichte Höh'n!
 Wer auf Euch stets wär'!
 Ihn quälte der Kummer
 Wol nimmermehr.

In Einsamkeit
 Und seliger Ruh
 Sah' still er dem Fluge
 Der Zeiten zu.

Sylvius Radig.

Pfingstspruch.

Willst Du frei für Freiheit streben,
 Willst Du groß und göttlich fühlen:
 Wirf Dich kühn in's bunte Leben,
 Verne mit Gefahren spielen.
 Verne kalt den Zwang verachten,
 Zeige Dich als Mann und Held.
 Zweifel laß' Dich nie umnachten,
 Steh' gerüstet einer Welt!

Willst Du frei und fröhlich kosen
 Mit der Liebe, mit den Liedern,
 Mußt Du rasch den Gruß der Rosen
 Mit verliebtem Kuß erwidern.
 Willst Du Sonnengrüße winken
 Tief in Deine Brust hinab:
 Mußt' Du Himmelslüfte trinken,
 Rein, wie sie der Aether gab.

Uebermüthig mußt Du schmücken
 Deines Denkens graue Fernen;
 Von der Blumen stillem Nicken
 Sorglos schweifen zu den Sternen;
 Mußt die freien Blicke baden
 Weit im blauen Aetherraum,
 Und die Schmetterlinge laden
 Dir zum heitern Sommertraum.

Lächeln mußt Du zu dem Höhnern
 Zwerghafter Pessimisten;

Fliehen vor dem falschen Stöhnen
 Thatenscheuer Namenschristen:
 Glauben mußt Du kühn und ringen
 Nach des Lebens schönstem Kranz:
 Liebe muß Dich ganz durchdringen,
 Liebe mit dem Strahlenglanz.

Hast Du dann noch im Gemüthe
 Bange Zweifel, düst're Sorgen,
 Hoffe, wie die zarte Blüthe,
 Auf den Auferstehungsmorgen;
 Platt're um die finstern Schleier
 Wie ein Sommervögelein,
 Bis mit Deinen Blicken freier
 Du zum Himmel schaust hinein!

Reiß' den Kelch von Deinem Munde;
 Lächelnd eile zum Altare;
 Winde Dir zur Schlachtenstunde
 Immortellen in die Haare.
 Kämpf' und stirb' für Deine Brüder,
 Bitt're keiner Feinde Spott!
 Droben find'st Du Alle wieder
 Und Dein letztes Wort sei Gott!

Adalbert Werner.

Herzens-Frühling.

„Der Frühling ist da! der Frühling ist da!“ So murmeln
die rieselnden Quellen.

„Der Frühling ist da! der Frühling ist da!“ So plaudern
die flüchtigen Wellen,

So knospen die Blüthen, so grünt der Baum,
So rauschet der Wald nach dem Wintertraum,
So frohlockt die grüne Erde.

„Der Frühling ist da! der Frühling ist da!“ so grüßen die
wandernden Störche.

„Der Frühling ist da! der Frühling ist da!“ so trillert die
steigende Lerche,

So flüstert der schwellende Zauber der Nacht,
So strahlet die Sonne in himmlischer Pracht,
So flimmern die blinkenden Sterne.

Du trotzig verzagtes und zweifelndes Herz, nur Du willst
Frühling nicht machen.

Du trauerst in endlosem, nagenden Schmerz und meinst, Du
könntest nicht lachen,

Du quälst Dich in Zweifel und plagst Dich voll
Harm,

Nur Du bleibst trübe und traurig und arm,
Dir fehlt noch der Glauben, die Liebe.

Wozu kamen Ostern, das heilige Fest der Auferstehung und
Gnade?

Wenn jetzt Dich der Kummer, das Leid nicht verläßt und
dunkel noch sind Deine Pfade.

Aus Grabesnacht brach hier das ewige Licht,
Der Himmel zürnt ferner der Erde nun nicht,
Es winket ein heiliger Friede.

Verkläre Dein Leiden durch gläubig Vertrau'n und lerne
dem Gram widerstreben.

Rings um Dich, da kannst Du nur Leben erschau'n und
willst Dich dem Tode ergeben?

Der Dir aus des Grabes tiefdunkler Nacht
Hat Leben, Licht, Friede und Freude gebracht,
Der wollte auch Dich aufwecken.

Der Frühling ist da! der Frühling ist da! Auch Dir tönt
das mahnende „Werde!“

Die Sonne der Liebe, sie ist Dir jetzt nah, nimmt von Dir
des Lebens Beschwerde;

Drum wende Dich ihr voll Vertrauen nur zu!
Die Liebe bringt süße, erquickliche Ruh
Und göttlichen, himmlischen Frieden.

Dr. Gustav Weisse.

Lass' den Born der Lieder strömen.

Lass' den Born der Lieder strömen,
Gott des Sanges! schnell und leicht.

Meines Herzens Sangesblüthen
 Sind von heißen Thränen feucht.
 Ist der Liebe Lenz geschwunden,
 Steh' ich traurig, trüb, allein,
 Wird das Lied mit seinen Klängen
 Bangen Stunden Trost verleih'n.
 In dem blauen Himmelsbuche
 Haben Sterne groß und klein,
 Einen schönen Brief geschrieben
 Von der Liebe Glück und Wein.
 Kannst Du diese Lettern lesen
 Und verstehst Du sie, mein Kind?
 Weißt Du, daß selbst in der Ferne
 Seelen nie geschieden sind?
 Was die Zeiten uns auch bringen,
 Für uns giebt's ein Wiedersehn
 Und die goldnen Sterne droben
 Kennen auch der Liebe Fleh'n,
 Gott, die heilig reine Liebe,
 Gab die Liebe und das Lied,
 Das mit seinen süßen Klängen
 Tröstend durch die Seele zieht.
 Blicke drum zum Sternenhimmel
 Gläubig auf und zweifle nicht.
 Lied und Liebe dann noch dauern,
 Wenn das Aug' im Tode bricht.

Dr. Gustav Weiße.

Er konnt' nicht trenlos sein.

Wir saßen so traulich beisammen,
 Es ruhte Hand in Hand;
 Der Lampe flackerndes Flammen
 Malt Ringeln an die Wand;
 Und draußen trieben die Flocken,
 Kalt wirbelte der Schnee,
 Ich spielte mit Deinen Locken
 Und doch war mir so weh.
 Deine lieben Augen leuchten,
 Deine rosigen Wangen erglüh'n
 Und an der Wimper, der feuchten,
 Sah' ich eine Thräne erblüh'n.
 Ich starrte vor mich nieder.
 Du fragtest mich, liebes Kind,
 Wo meine Gedanken denn wieder,
 Die flüchtigen, jetzt sind? —
 Was glüh'n Deine Wangen höher?
 Bei Dir weilt Herz und Sinn.
 Ich war im Geist Dir näher,
 So nah' ich Dir auch bin.
 „Mein Traum ist mir verglommen —
 Ich kann nie glücklich sein!“
 So sprachst Du, „und schwer beklommen,
 Fühl' ich mich stets allein!“
 „Darf man den Männern trauen,
 Die alle treulos sind;
 Wer kann sie denn durchschauen?
 Ihr Sinn ist wie der Wind!“
 So zweifelst Du und schautest

Mich traurig lächelnd an,
 Als ob Du auch nicht trauest
 Mir liebeglühn' dem Mann.
 Ich wollte Dich befehren.
 Du hörtest nicht auf mich,
 Doch will ich Dich belehren,
 Befehren sicherlich.
 Ich werd' Dich täglich küssen,
 Du kleine Zweiflerin!
 Dann wirst Du's glauben müssen,
 Daß ich nicht treulos bin.
 Und endlich dann nach Jahren
 Gestehst Du's freudig ein'
 „Wenn Alle treulos waren,
 Er konnt' nicht treulos sein!“

Dr. Gustav Weise.

Weihnacht.

Du hoherhab'nes, großes Wesen,
 Grundgüt'ger, ew'ger, heil'ger Gott,
 Du hast Dir diese Nacht erlesen,
 Um zu vernichten jeden Spott.
 Zu Dir ruft meine gläub'ge Seele:
 „Daß wahr sein, was Dein Wort dem Geist

Durch fromme Hirten auf dem Felde
Von Bethlehem so klar verheißt!"

"Ja, Ehre sei Gott in der Höhe!" —
Geöffnet ist der Himmel Thor! —
„Der Heiland ist Euch heut geboren!" —
So tönt der Engel Jubel-Chor,
Wie oft ich auch gefehlt, gesündigt,
Du, reine Tugend, zürntest nicht,
Hast mir die Botschaft auch verkündigt:
„Heut strahlt der Welt das ew'ge Licht!" —

„Und Frieden soll hienieden werden!" —
Das predigte der Morgenstern.
„Die Liebe herrscht fortan auf Erden,
Durch Jesum Christum, euern Herrn!" —
O höre mich, Du Allumfasser,
Den Alles, was da blüht und denkt,
In der geweihten Nacht anbetet,
Wo Du uns Deinen Sohn geschenkst.

Ich kann dies Wunder nicht verstehen
Von Gottes gnadenreichem Sohn;
Drum bringe ich mein gläubig Flehen
Vor Deinen lichtumfloss'nen Thron.
O lehr' mich diese Großthat fühlen,
Daß Gott ein Mensch ward mir zum Heil,
Laß Zweifel nie den Geist zermühlen,
Sonst hab' ich an ihr keinen Theil.

Laß mich das heil'ge Kind erschauen,
 Im Glauben ihm mein Leben weih'n,
 Auf sein Verdienst die Hoffnung bauen
 Und seine Liebe ganz allein,
 In dies Geheimniß mich versenken,
 Das sei heut meine höchste Lust,
 Getrost auf ihn die Blicke lenken,
 Von dem so lang ich Nichts gewußt.

Und wie den Menschenkindern allen
 Durch ihn Du nun ein Vater bist,
 So schenk mir, Herr, Dein Wohlgefallen
 Durch meinen Heiland Jesum Christ.
 Ja, Ehre sei Gott in der Höhe
 Und Frieden auf der ganzen Welt,
 Den Menschen all' ein Wohlgefallen
 Durch Dich, Du starker Siegesheld.

Dr. Gustav Weisse.

Was ich wollte.

Könnt' ich's — wollt' ich von den Blumen
 Leihen mir den süßen Duft,
 Den sie lieblich, den sie kosend
 Streuen in die Frühlingsluft.

Könnst' ich's — wollt' ich von den Sternen
 Leihen mir den keuschen Glanz,
 Den sie heilig stillen Nächten
 Weih'n in ewig reinem Kranz.

Könnst' ich's — wollt' ich von dem Monde
 Leihen mir das milde Licht,
 Das zu fühlenden Gemüthern
 So vertraut und rührend spricht.

Könnst' ich's — wollt' ich von der Lerche
 Leihen mir den Trillererschlag,
 Den sie aus der kleinen Kehle
 Jubelnd weih't dem jungen Tag:

Um mit alledem zu schmücken
 Schön das Lied, das in mir wallt;
 Ach — und könnst' ich's, sang' ich Dir's in
 Aphroditens Lichtgestalt.

Dorothea.

Der Abend sinkt hernieder.

Der Abend sinkt hernieder.
 Die Sorgen schweigen wieder,
 Die uns der Tag gebracht,

Es athmet Alles freier
 In Abends stiller Feier,
 Wenn schön der Mond erwacht.

In seinen milden Strahlen,
 Die Alles schweigend malen,
 Erhebt sich unfre Brust,
 Und flötend schlägt im Haine
 In seinem Zauberscheine
 Die Nachtigall voll Lust.

Von grünen Saatenfeldern
 Und blüthenreichen Wäldern
 Erhebt sich Balsamduft.
 Es wällt wie von Altären
 Und steigt in höh're Sphären
 In milder Abendluft.

Und überall ist Schweigen.
 Die Blumenfelche neigen
 Sich still der Erde zu.
 Beseelt von Sehnsuchtstrieben,
 Bringt Alles seine Lieben
 Zu nächtl'ich stiller Ruh.

G. Hoffmann.

Um mich ist Alles trübe.

Um mich ist Alles trübe,
 Gebrochen ist mein Herz;

Nur meiner Kinder Liebe
Erleichtert mir den Schmerz.

Du treues Herz — o schlage
Noch eine kurze Zeit
Und schweige nur und trage
Geduldig fort Dein Leid.

Gestillt wird einst das Sehnen,
Das meiner Brust entflohn.
Es trocknen alle Thränen
Dort an der Wahrheit Thron.

G. Hoffmann.

Als ich in früh'ren Tagen.

Als ich in rosig'n Tagen dem Murmeln des Baches gelauscht,
Hat es in meiner Seele so wunderbar gelauscht,
Und hab' ich die knospenden Blüthen, die schattigen Haine
geschaut,

Da hat sich in meinem Herzen ein Frühling aufgebaut. —

Schon längst find jene Stunden dem Sinn vorbeigewallt
Und mein Gemüth verödet, mein Herz wird starr und kalt:
Doch hoff' ich nur zu schlummern, bis mich ein Augenpaar
Aus meinem Zauberschlafe erwecke wunderbar.

Oscar Cohn.

Eden.

Vom Himmel will ich Dich lassen träumen,
Den Gott in die Seele mir liebend gelegt,
Von jenen heit'ren, sonnigen Räumen,
Zu denen die Phantasie mich trägt,

Von jenen lichten, verborgenen Schätzen,
Die ich entdeckt in der Freude Schacht,
Von jenen traulich einsamen Plätzen
In stiller, verschwiegener Sommernacht.

Ich weiß es, wie feurig Dein Herz pulsiret,
Das kaum der Lenzhauch erküßte vom Traum,
Und wenn sich Dein Blick in den Wolken verlieret —
Ich führe Dich weiter im Aetherraum.

Vertraue Dich mir! Sieh! Das Ziel ist gebahnet
Mit Knospen am Wege voll schwellender Lust
Und, hast Du mein Eden im Traume geahnet,
So träume still weiter an meiner Brust.

Adolph Buchat.

Lichtgeister.

Wenn mein Auge sich in nächt'ger Stunde
Auf zum unermess'nen Raume schwingt,

Wo auf tiefazurnem Aethergrunde
 Stern an Stern in buntem Lichte blinkt,
 Dann erschließt sich mir der Wahrheit Bronnen
 Und mein Herz empfindet ungetheilt,
 Daß auf jenen vielen tausend Sonnen
 Eine Region von Geistern weilt.

Siehst Du dort den Stern herniederfallen?
 Neige ehrfurchtsvoll und stumm Dein Haupt;
 Denn es wurde jetzt den Sonnenhallen
 Ein dem Licht entsprossner Geist geraubt.
 Auf die Erde senkte er sich nieder,
 Wo in Mutterängsten ringt ein Weib,
 Und beseelt des Neugebor'nen Glieder,
 Nutzt als Wohnung seinen schwachen Leib.

Siehst Du dann ein Menschenkind mit Gaben
 Aller Mufen reich und hehr geschmückt,
 Welches über Erdentand erhaben,
 Dessen Genius die Welt entzückt,
 O so glaube mir: Der große Meister
 Bannte, unsrer Erde hold gesinnt,
 Einen seiner lichten Sternengeister
 In das staubgeborne Menschenkind.

Sylvius Radig.

Der Liederbaum.

Sie hatte fest sich angefettet
 An all' mein Denken, all' mein Sein;

Nun hab' ich sie zur Ruh gebettet
In's tiefe, tiefe Grab hinein.

Und aus dem Hügel, der mein Lieben
Und all' mein Hoffen fest umschließt,
Erhebt ein Baum sich, der mit Trieben,
Die unvergänglich, aufwärts schießt.

Ein jedes Blatt an diesem Baume
Das ist ein Schmerz, der mich umlaubt
Und meinem kurzen Liebestraume
Das Licht durch seinen Schatten raubt.

Und welken diese Blätter wieder,
Dann wird erprobt ihr tiefer Sinn.
Sie flattern dann als kleine Vieder
Von Haus zu Haus durch's Leben hin,

Und haben sie ein Herz gefunden,
Das gleiches Loos mit meinem theilt,
So träufeln sie auf seine Wunden
Den Balsam „Wehmuth“, der es heilt.

Sylvius Radig.

Des Dichters schönster Lohn.

Reißet auf den Schooß der Erde, bettet tief den Sänger ein.
Doch den Viederschatz des Todten berget nicht in festen Schrein.

Theilt ihn aus auf Weg und Stegen, streut ihn über's ganze
 Land,
 Reich't ihn Jedem, der verlangend darnach ausstreckt seine Hand,
 Gebt dem Volke alle Lieder, die das Dichterherz gebär,
 Bietet sie als kräft'ge Hebel der Versittlichung ihm dar!
 So nur ehret Ihr den Dichter, der für's ganze Volk geschafft,
 Der für's ganze Volk gelitten mit der Seele höchsten Kraft.
 Nicht durch stolze Monumente, Mausolee'n in goldner Pracht
 Habt Ihr seinem Feuergeiste würdig' Opfer dargebracht —
 Nein! — wenn alle seine Lieder klingen in des Volkes Mund,
 Wenn sie all' empfunden werden in dem tiefsten Herzensgrund,
 Dann verherrlicht Ihr den Sänger und erbaut im Herzensschrein
 Ihm ein länger dauernd' Denkmal, als von Erz und Mar-
 melftein.

Eylwin Radig.

Auf dem Rugard.

In frühem Dämmerlichte
 Trieb's uns den Berg hinan,
 Zu überschau'n die Insel,
 Des Meeres Wellenbahn.

Still war es dort und öde,
 Nur eine alte Frau,
 Die weidet ihre Ziege
 Im frischen Morgenthau.

Da stieg die Nordlands-Sonne
 Empor aus dunklem Meer,
 Mit ihr zwei Nebensonnen,
 Ein weites Nebelheer.

Von falbem Licht beleuchtet
 Kämpft jetzt der Wolken Nacht
 In seltsamen Gestalten,
 Mit gold'ner Sonnenpracht.

Und wild und immer wilder
 Schäumt brüllend auf die See
 Und düst're Nebelgeister
 Umhüllen dicht die Höh!

Das war der lichte Balder
 Und Freja und Asar.
 Sie schreckte, sie umnachtet
 Des Loki böse Schaar.

Und Walhall's Götter weinten
 Darauf der Thränen viel,
 Alraune war verschwunden,
 Es stürmt — der Regen fiel.

Julian Wohlgemuth.

Die Renk.

Was rauscht so wild, was rauscht so schnell?
 Was tönt wie düst're Klage?

Was braus't so reißend, braus't so hell?
Was klingt wie schöne Sage?

Was bricht sich durch den Tannenwald,
Als wär's des Sturmes Flügel?
Was sprengt die Felsen mit Gewalt?
Durchfluthet Thal und Hügel?

Was stürzt von hoher Felsenwand
In tiefe Schlucht hinunter?
Was springet von des Abgrunds Rand
So freudig und so munter?

Es ist die Gotthards Tochter schön
Mit grünem vollem Nieder,
Sie steigt herab von Alpen-Höh'n
Zum blauen See hernieder.

Dort flicht sie bräutlich sich den Kranz
Und eilt zum deutschen Rheine,
Auf daß mit ihm im schönsten Glanz.
Die Liebe sie vereine.

Julian Wohlgemuth.

Uebersahrt nach Rügen.

Es trieb ein langes Sehnen
Zu jenem Land uns hin;

Da liegt's, bald ist's errungen —
Wie froh wird Herz und Sinn!

Schon steuert uns're Barke
Dem nahen Ufer zu,
Es wehen sanft die Lüfte
Und auf der See herrscht Ruh. —

Was jene Hügel bergen,
Was jener Wald umschließt?
Bald werden wir's erschauen —
Sei, Küken, uns gegrüßt!

Julian Wohlgemuth.

Auf dem Rigi.

Ich sah sie Krone und Mantel,
Die schönsten wohl in der Welt;
Die Krone waren die Alpen,
Der Mantel das Himmelszelt.

Am Abend war sie verschleiert
Die Krone vom Wolkenmeer,
Hoch oben leuchtet's wie Feuer,
Umlagert vom Nebelheer.

Und aller Augen sie warten,
 Zu schauen die prächtige Kron',
 Da sinkt hinab die Sonne
 Und die Nacht sie nah't sich schon.

Als aber graute der Morgen —
 O welche herrliche Pracht!
 Da stand die riesige Krone
 So klar, ein Wunder der Nacht!

Die hehren Spitzen und Hörner
 Sie schimmern hell, silberweiß,
 Vom Tödi bis zu der Jungfrau
 Glänzt ewiger Schnee und Eis!

Da flammt die Sonnenkugel
 Empor aus purpurnem Bett
 Und färbt den Himmelmantel
 Roth, goldgelb und violett.

Und gießt auf den Schnee der Berge
 Ihr rosa zauberhaft Licht
 Und läßt sie erglühen, sie leuchten,
 Bis Tageshelle anbricht.

Hier tretet her, o ihr Großen,
 Hier schauet die Majestät;
 Sie war und sie wird bestehen,
 Wenn eure längst ist verweht!

Hier schauet die Demant-Krone,
 Ihr Herrn und Fürsten der Welt,
 Sie war und sie wird bestehen,
 Wenn eure in Staub zerfällt!

Hier tretet her, edle Menschen,
 Und schauet die Gottes-Natur,
 Hier messet nicht ihre Größe,
 Doch fühlet sie, ahnet sie nur!

Julian Wohlgemuth.

In vino veritas.

Im Wein, im Weine perlt die Wahrheit,
 Das ist ein alter, goldner Spruch,
 Ein Spruch voll Leben und voll Klarheit.
 Den schreib' ich in mein Tagebuch;

Daß er mir stets vor Augen schwebe,
 Wenn Sorgen meine Stirn umziehen;
 Daß er mir stets, so lang' ich lebe
 Ins Dasein bringe Harmonien.

Und, ist mir dunkel was im Leben
 Dann flücht' ich mich zum Glase Wein,
 Es soll der gold'ne Saft der Reben
 Mir steter Freund und Tröster sein.

Zum Beispiel: bin ich in der Klemme
 Und magert meine Börse ab;
 Was thut's? mit ein paar Gläsern schwemme
 Ich derlei Sorgen schnell hinab.

Stets kann der Beutel nicht gefüllt sein,
 Wer immer melkt, verdirbt die Kuh;
 Drum mußt Du, Freundchen, nicht gleich wild sein,
 Giebst aus den letzten Thaler Du! —

So spricht der Wein zu mir in Tagen,
 Wo meine Kasse schlecht bestellt;
 Beim letzten Glas vergeht das Zagen,
 Ich bin der froh'ste Kerl der Welt.

Macht mir mein Lieb ein schief Gesicht,
 Wenn ich das Rendezvous versäumt,
 Zum Wirthshaus ich die Schritte richte,
 Wo goldig mir der Becher schäumt.

Kommt mir ein Manichäer die Quere,
 Der lange schon auf Zahlung harrt;
 Bezahlen, ach! das ist Chimäre —
 Beim Glase Wein wird er genarrt.

Ob Deutschland enig wird in Kürze,
 Drob zankt Ihr, Freunde, Euch herum —
 In Eurem Streit ist keine Würze!
 (Ich bitte! nehmt das Ding nicht krumm).

Nicht sprech' ich Deutschland seinen Tag ab,
 Doch wer wird da sich heiser schrein! —
 Ich frag' vom Flaschenhals den Lack ab
 Und schenk' ein volles Glas mir ein! — —

So ist der Wein mein steter Tröster
 In jeder Noth, in jeder Pein,
 Und meiner Wünsche kühnster, größter
 Wird stets ein voller Keller sein!

Und kommt der Tod dereinst gewackelt
 Und winkt mir — Soll ich zögern? Nein!
 Da wird nicht lange erst gefackelt,
 Ich frag' bloß: „Giebts dort oben Wein?“

Und nickt er mit dem morschen Haupte,
 Da setz' ich mich in Lauf zur Stund',
 Hol' nur zuvor 'ne dichtbestaubte
 Wamsfell aus meines Kellers Grund,

Ich füll' die Gläser bis zum Rande
 Und stoß' an mit Freund Klapperbein,
 Ich sag' Ade dem ird'schen Lande
 Und stolp're in den Himmel 'nein!

Adolph Buchat.

Meine Gedanken.

Erräthst Du sie? des Herzens Lichtgedanken,
 Die Dich gleich Blumenketten frisch umranken,

Wenn ich Dir tief in's dunkle Auge seh',
Erräthst Du sie — Du wundervolle Fee?

Erräthst Du sie? der Seele kühne Träume,
Die Nachtigall jauchzt sie durch Busch und Bäume.
Der Zephyr fächelt sie in dult'ger Nacht
Herauf' an's Licht aus stillverborg'nem Schacht.

Erräthst Du sie? so muß ich nochmals fragen.
Wenn von dem Rausch der Phantasie getragen,
Im holden Traume mir Dein Bildniß prangt,
Erräthst Du da? wonach mein Herz verlangt. —

Geliebte, ach, wonach ich tracht' und sinne,
Was ist es And'res, als das Glück der Minne,
Das Glück der Minne, das die Zukunft bringt,
Die rosig sich durch meine Träume schlingt!

Adolph Buchat.

Festgedicht,

gesprochen

zu Schiller's Geburtstagsfeier

am 10. November 1861.

Es war im Herbst. Die letzten Blätter fielen,
Die letzte Blume welkte auf der Flur,

Die Schwalbe war schon längst mit den Gespielen
 Zum Süd zurückgekehrt und jede Spur
 Von neuem Schaffen, neuem Fruchterzielen
 Entschwunden aus der ruhenden Natur,
 Die Sonne selbst, des Wachsthum's kräft'ger Hebel,
 Verhüllte fröstelnd sich in dichte Nebel.

Im tieffsten Schmerzensdrange hob die Erde
 Die nackten Arme auf zum Himmelszelt
 Und jammerte: „O Zeus! An meinem Heerde
 Ist's, wie beim ärmsten Bettler, jetzt bestellt.
 Laß huldreich tönen Dein allmächtig' Werde,
 Damit sich wieder füllt der Hain, das Feld,
 Damit nicht ich mit meinen Kindern allen
 Dem rauhen Winter darf zum Opfer fallen.

Verklungen ist das Lied der Philomele,
 Verklungen ist der Blätter Flüsterton,
 Und längst schon haucht nicht mehr die Blumenseele
 Ihr duftend Lied empor zu Deinem Thron;
 Das Heimchen zirpt nicht mehr in seiner Höhle
 Und mit der Lerche ist ihr Lied entflohn.
 Es ist so stumm und öde auf den Auen,
 Als herrschte nur die Nacht mit ihrem Grauen.

O laß' das Leben dieser Nacht entspringen
 Und gieb das Lied und seine Lust zurück;
 Laß' wiederum in Wonne sich ergießen
 Das matte Herz, noch zehrend an dem Glück,
 Das ihm der Venz, der Sommer blühen ließen,
 Und welches ihm entchwand im Augenblick,

Nachdem es kaum in wenig Weihestunden,
Wie süß und wonnereich es sei, empfunden.“

Und huldreich sprach der Herr: „Der Tanz der Horen
Ist ewigen Gesetzen unterthan,
Und glaubst Du auch, Du hättest viel verloren
Mit Deinem Schmuck, so ist dies doch nur Wahn,
Denn auch dem Winter ist sein Glück erkoren,
Und waltt es auch auf einer andern Bahn,
Als wie des Frühlings, wie des Sommers Segen,
So kommt es doch Dir liebevoll entgegen.

Das süße Lied ist nimmermehr entflohen
Mit Blüthenträumen, mit der Nachtigall.
Es lebt noch fort und wird zum Himmel lohen
Mit leisem Wispeln, wie mit Donnerschall,
Wenn rings auch wilde Winterstürme drohen,
Wenn längst erstarrt der klare Wasserfall.
Das süße Lied mit seinen Liebesgaben
Wird nimmermehr in Eis und Schnee begraben.

Es lebt und webt noch fort im Dichtermunde,
Es lebt noch fort in jedes Dichters Brust,
Erklingt mit Jubelschall in froher Runde,
Ertönt bei herbem Leid, bei lautrer Lust.
Es gießt den Balsam in der Seele Wunde
Und schließt sie, eh' des Leids sie sich bewußt,
Beseelt, belebt die kältesten Marmorbüsten
Und baut ein Paradies in nackten Wüsten.

Der Dichter ist der Sänger aller Zeiten.
In Lenzeslust, sowie in Sommergluth,

Im Herbste, wenn die Nebel wild sich streiten,
 Im Winter, wenn erstarrt das heiße Blut,
 Erklingen seiner Harfe goldne Saiten,
 Von seinen Lippen strömt der Lieder Fluth
 Und jubelnd singet in den reinsten Tönen
 Vom Schönsten er, der Abglanz alles Schönen.

Und weil mich rührte Deine bange Klage,
 Will gern gewähren ich, um was Du flehst.
 Zwar bann' ich nicht des Lenzes ros'ge Tage
 An Deine Brust, damit Du neu erstehst
 Zum ew'gen Blüthenprangen; aber trage
 Darob nicht Kummer mehr, denn sicher gehst
 Du einem schön'ren Loose jetzt entgegen,
 Als blühten Blumen stets auf Deinen Wegen.

Ich weihe Dir die schönste aller Gaben,
 Ich weihe Dir ein großes Dichterherz,
 Ein Herz, so hehr und edel, so erhaben,
 So rein und lauter, wie das reinste Erz,
 Ein Herz, in dem der Himmel eingegraben,
 Das tief empfänglich für den höchsten Schmerz
 Und dem die Lust, die höchsten Erdenwonnen
 So klar entquellen, wie dem klarsten Bronnen."

Es winkte Zeus und aus der Sterne Mitte
 Entfank der klarste in der Erde Schooß
 Und riß sodann, willfahrend Gää's Bitte,
 Sich aus den mütterlichen Banden los.
 Die Mäusen und des Musageten Schritte
 Sie nahen sich dem Knäblein schwach und bloß,

Und aus der Götter segensreichen Händen
Entquollen ihm der Dichtkunst hehre Spenden.

Das Kind gedieh in seiner Mutter Armen
In treuer Mutterlieb' und Mutterhut.
Die Liebe ließ das weiche Herz erwarmen,
Durch stete Sorgfalt blieb es rein und gut.
Ein edles Ringen, seliges Erbarmen
Entflamnte es in hehrer Göttergluth.
So hob es sich empor vom Erdenhale
Hoch in die Götterwelt der Ideale.

So wurde Schiller und die festen Banden,
In die der Schule streng' Gesetz ihn schlug,
Sie ließen frei ihn, wie sie frei ihn fanden,
Und hemmten nimmer seinen Geistesflug.
Der Knechtschaft hat er glühend widerstanden,
Wie jedem noch so gut verhüllten Trug.
Sein Streben richtete in voller Klarheit
Allein sich nur nach Freiheit, Licht und Wahrheit.

Und als sich seine Banden enger schlangen,
So riß er sie entzwei mit Jugendkraft
Und flüchtete sich jubelnd sonder Bangen
In's wirre Treiben aus der engen Haft.
Es bleichten muthlos nimmer sich die Wangen,
Wenn auch verkannt oft ward, was er geschafft.
Er wußte ja, daß das, was er errungen,
Im Geiste, ihm, wie Keinem noch, gelungen.

Die Sklavenschaft, die seinen Geist bedrückte,
Erschuf der „Räuber“ wilden Freiheitsdrang,

Der ihn, wie die Genossen all', berückte
 Und ihn zur Flucht aus seinem Kerker zwang;
 Doch als die Freiheit selber ihn beglückte,
 Da ward das wilde Jauchzen zum Gesang
 Und im „Fiesko“ wurde seinem Streben
 Der erste Stützpunkt für die Welt gegeben.

Doch manche Täuschung folgte seinem Ringen
 Und herber Mißmuth schlich in's Herz sich ein.
 Ihn kränkte tief das stete Mißgelingen
 Der schönsten Pläne und die herbe Pein
 Lieh seinem Pegasus nur neue Schwingen.
 So ward „Kabal' und Liebe“ im Verein —
 So tief gedacht, wie tief es war empfunden,
 Ein Schülerwerk aus vielen Schmerzensstunden.

Und freier ward der Geist, als er die Qualen
 Der Seele im Gedichte ausgehaucht.
 Es flammten licht der Freiheit goldene Strahlen,
 Nachdem des Kammers Nebel war verraucht,
 Und wenn Sirenen auch in's Herz sich stahlen,
 So ward ihr Bild doch bald in's Nichts getaucht
 Und jubelnd lieh „Don Carlos“ edlem Streiten
 Und Untergang er seiner Harfe Saiten.

Da schlang nicht nur Apollo Lorbeerkränze
 Dem Dichter um das jugendliche Haupt,
 Auch Aphrodite hat, damit es glänze
 Im schönsten Schmuck, mit Myrthen es umlaubt,
 Und so entchwand im süßen Liebeslenze
 Der Groll, der ihm die Jugendlust geraubt.

An seinem Himmel flammten neue Sonnen
Und jede Wolke war in Nichts zerronnen.

Der kühne Griffel schuf im schönsten Lichte
Ein deutsches Lebensbild, den „Wallenstein“,
Sprach allversöhnend Trotz der Weltgeschichte
Im Bilde von „Marias“ edler Pein
Und drang in's Reich der nächtlichen Gesichte
Mit „Macbeth“, bis im goldnen Sonnenschein
Der Dichter mit der „Jungfrau“ ohne Tadel
Im Schlachtfeld tritt voll hohem Seelenadel.

Und nimmer ruhte er. Mit leichtem Scherze
Umhüllte er die schöne „Turandot“;
Dann malte er mit classisch wilhem Schmerz
Im „Bruderkampf“ der Liebe bittre Noth,
Und ließ die angeflamnte Hochzeitskerze
Erlöschen durch den Ruhespender Tod —
Ein Bild, dess' Farben nur von Jammer triefen,
Und das so dunkel, wie der Seele Tiefen.

Und wieder tagte es. Tyrannenhasse
Entsprang ein Bild, verlockend, sonnenhell,
Begeisterte des ganzen Volkes Masse
Durch seinen unerschöpften Freiheitsquell.
Im Jubel rief's: „Der Freiheit eine Gasse!“
Und so entsprang zum Licht der „Wilhelm Tell“,
Die Krone seiner schönsten Riesenwerke,
Ein Bild voll Freiheit, Einfalt, Muth und Stärke.

Es war das Höchste, was des Dichters Seele
 Zu schaffen blieb. Das Tagwerk war vollbracht! —
 Es schwang der freie Geist sich sonder Fehle
 Zum Sonnenlicht empor aus Erdennacht.
 Verklungen war das Lied der Philomele,
 Doch hatte es ein Feuer angefacht,
 Das Licht und Wärme durch die Welt versendet
 Und Trost und Hoffnung den Bedrückten spendet.

Der Dichter, der so reich an Geistesgaben,
 Blieb arm an Dank. Im schlichten dunklen Sarg,
 Gefolgt von Wen'gen nur, ward er begraben.
 Sein Geist, der eine Welt von Liebe barg,
 Der über sein Jahrhundert hoch erhaben,
 Schwang jubelnd sich zum Lichte riesenstark
 Und fand dort oben endlich voller Klarheit,
 Was fruchtlos er hier suchte, Licht und Wahrheit.

Er starb; doch seiner Feier süße Töne,
 Sie hallen fort und fort durch's Erdenrund
 Und wer noch Sinn hat für das wahrhaft Schöne,
 Dem klingen sie im tiefsten Herzensgrund
 So lockend, wie die Lieder der Sirene,
 Und weihen ihn zum großen Dichterbund,
 Und werden siegreich selber nach Aeonen,
 So lange deutsche Sprache gilt, noch thronen. •

„Es muß der Dichter mit dem König gehen —“
 So klang des hehren Dichters Weihelied —
 „Denn Beide thronen auf der Menschheit Höhen!“
 Doch Besseres sein geistig Auge sieht.

Es muß der Dichter stets zum Volke stehen!
 So reiht zur Kette schnell sich Glied an Glied —
 Zur Kette, die das ganze All' verbindet,
 Und hehre Gluth in jeder Brust entzündet.

Und treu hat Schiller zu dem Volk gestanden,
 Als Kämpfe für die Freiheit und das Recht.
 Er grollte ob der Schmach der Sklavenbanden
 Und sang das Lied der Freiheit rein und echt,
 So daß noch jetzt sein Drängen und sein Branden
 Erglühen macht das menschliche Geschlecht,
 Wie ihm die Brust erglüht in edlem Drange
 Im „Wilhelm Tell“, dem echten Freiheitsfange.

Und wie er treu zum Volke sich gehalten,
 So hält das Volk sich innig jetzt an ihn,
 Umfaßt mit Liebe seines Lieds Gestalten,
 Wie sie im Geist an ihm vorüberzieh'n,
 Erhebt zum Licht des Dichters edles Walten
 Und hat ihm längst sein Vorbeerreis verlieh'n,
 Das üppig grünend seine Stirn umkränzet,
 Und reiner als ein Feldherrnlorbeer glänzet.

Drum feiert ihn mit lautem Jubelschalle,
 Ihr Brüder, die, wie ihn, der gleiche Drang
 Zum Musentempel treibt; erhebt ihn Alle
 Und feiert ihn in Rede und Gesang,
 Und wenn Euch nimmer auch in gleichem Falle
 So hohes Weihelied, wie ihm, gelang,
 Verzaget nicht — es schätzt die Weltenseele
 Des Hänflings Lied, wie das der Philomele.

Drum feiert ihn im engen Bruderkreise,
 Der nach Vollkommenem und Hohem strebt,
 Indem Ihr ringt nach gleichem Siegespreise,
 Und Ideale mit der Welt verwebt.
 Drum feiert ihn nach seiner eignen Weise,
 Indem Ihr zum Parnas Euch kühn erhebt,
 Und aus der Aganippe kühnen Fluthen
 Begeist'ung trinkt und hehre Dichtergluthen.

Drum feiert ihn! Sein Leben war ein Ringen
 Nach höchstem Ziel, das er durch Schmerz errang.
 Zwar krönte seine Mühen das Gelingen,
 Allein die Mitwelt bot ihm wenig Dank,
 Und nur der Flug der kühnen Ablerschwingen
 Befriedigte des Herzens heißen Drang.
 „Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
 Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben“.

Sylvius Nadig.

Auf seine Kraft vertrauen soll.

Auf seine Kraft vertrauen soll
 Der Mann in allen Fällen.
 Und mag sich ihm mit finst'rem Groll
 Die Welt entgegen stellen.
 Verfechten muß er, was entsprang
 Dem grübelnden Gehirn,

Und bieten Sturm und Zeitendrang
Mit Offenheit die Stirn.

Für seine Sache stehen soll
Der Mann, und darf nicht zittern,
Mag ihm von Hohn und Schmähsucht voll
Die Welt sein Ziel verbittern:
Er dringe durch mit Allgewalt,
Sein Banner hoch voran.
Dann schließt sich ihm vertrauend bald
Ein Heer von Jüngern an.

Für seine Sache stehen soll
Der Mann, wie eine Eiche,
Daß er von ihr nicht einen Zoll,
Befang'nen Geistes, weiche.
Gleichgültig gegen Schimpf und Ruhm,
Soll er sich selbst vertrauen;
Dann ist sein Wort ein Heiligthum,
Auf welches Alle bauen.

Oscar Cohn.

Plan.

Schaue ich empor zum Himmel,
Wolkenlos und blau und rein,
Denk' ich immer, süß verlangend

An das Aug' des Liebchens mein.
 Kommt das Blaue Deiner Augen
 Dir vom Himmel, sag' es mir,
 Oder holte es der Himmel
 Aus dem blauen Auge Dir? —

Dr. Gustav Weiße.

Beim Code Dieffenbach's und Mendelssohn's,

die in einer Woche starben.

(Ein Scherz.)

Jüngstens promenirten zween große Männer aus der Welt,
 Dieffenbach, der Mediciner, Mendelssohn, der Töne-Held.
 Fast zu gleicher Stunde pochten Beide an das Himmelsthor
 Und sofort trat auch Mercurius mit den Himmelschlüsseln vor.
 Dieffenbach, der viele Menschen hatte zum Olymp gesandt,
 Ward, ohn' vieles Debattiren, reif für's Paradies erkannt.
 Mendelssohn muß' lange harren, bis der Arzt an seinem Platz,
 Und, um sich die Zeit zu kürzen, spielt er seinen B-dur-Satz.
 Mozart, Hummel, Cherubini, Panner, Chopin, Haydn, Strauß,
 Donizetti, Bach, Bellini guckten zum Olymp heraus.
 Alle spitzten ihre Ohren, nickten freundlich ihm zum Gruß;
 Und als Mendelssohn noch spielte, kam zurück Mercurius.

Führt ihn und den Mediciner dann vor Vater Jovis Thron,
Der dem Arzte selbst erzählte: „Ich hab' einen lahmen Sohn,
Den Vulcan, den ich im Zorne einst zum Himmel warf hinaus
Und der sich bei seinem Sturze fiel die linke Hüfte aus.

Wenn Du den hast operiret, geb' ich heut noch einen Ball,
Felix soll dann musiciren mit Posaun- und Paukenschall.

Dieffenbach schritt schnell zur schlimmen, kritischen Operation,
Schwefeläther mußte athmen Jupiter's und Juno's Sohn.

Mendelssohn durch seine Lieder wiegte schnell den Kranken ein,
Dieffenbach, der Wunderthäter, rückt' zurecht das lahme Bein.

Aesculap, der alte Grieche, kam herbei in eil'gem Lauf
Und Galen rief ganz verwundert: „Nun, da hört doch Alles auf.
Was hier in dem Reich der Geister Keiner mehr vollbringen
kann,

Das gelingt vor allen Augen dem Berliner Wundermann!“ —

Glücklich hatte bald beendet Dieffenbach die schlimme Kur,
Da schrieen alle Götter: „Felix, eine einz'ge Polka nur!“ —
Es sprach Zeus: „Ja, spiel'," Bartholdy, einen Tanz zu
diesem Fest,

Wehe dem, der von den Göttern heut das Tanzen unterläßt!“ —

Dieffenbach umfaßt die Juno, Bacchus die Proserpina
Und Vulcan tanzt mit der Venus, die man heit'rer nimmer sah,
Also drehen sich im Kreise, Jupiter tanzt selber mit,
Auch Apoll, Neptun und Ceres, Pan, Diana hielten Schritt.
Aesculap, Galen und Mesmer, Hippokrat, und Vater Heim
Saßen an der Himmelstafel, labend sich am Nectarseim.

Da begann der altergreise Jupiter wie neu beseelt:

„Dieffenbach, ich hab' zum Leibarzt Dich von heute ab er-
wählt!“ —

Mendelssohn, Du Töne-Meister, hast mir Sinn und Herz
gerührt,

Dafür soll Apoll auch spielen Alles, was Du componirt,
 Wenn die Erde Euch vergessen, kaum noch kennt der Namen
 Laut,
 Sei im Himmel Euch ein Denkmal für die Ewigkeit erbaut! "
Dr. Gustav Wetze.

Die Himmelsboten.

An die Geigen-Virtuosinnen Geschwister Ferni.

(Eine Legende.)

Es lehrt uns heut die heil'ge Schrift,
 In der jetzt Viele finden Gift,
 Daß, wenn ein Weh das Volk geplagt
 Und es dem Herrn sein Leid geklagt,
 Dereinst in goldenem Gefieder
 Zur Erde stiegen Engel nieder.

In Feuers- und in Wassersnoth,
 Bei Krieg, Landplagen, schwarzem Tod,
 In jeder Trübsal, früh und spät,
 Die Engel hörten das Gebet,
 Und kamen dann, nach Gottes Willen,
 Herab, der Menschen Schmerz zu stillen.

Den Menschen dies sehr wohl gefiel,
 Sie hielten's Leben nur für Spiel,

Indem die Händ' im Schooße ruhn,
 Wollten sie Alles durch Beten thun,
 Was dem Sanct Peter so verdrossen,
 Daß er die Himmelsthür verschlossen.

Der Engel Flug herab zur Welt
 Ward' bis auf Weitres eingestellt,
 Ein Mal nur sollt' in hundert Jahr'
 Die Erde grüßen ein Engelspaar,
 Das dann die Müden sollt' erquickern
 Und die Betrübten ganz beglücken.

Wo tausend Jahr sind wie ein Tag
 Die Zeit nicht lange währen mag;
 Musik allein, die heil'ge Kunst,
 Erfreute sich der Engel Gunst;
 Weil in dem Reich des Ewig-Schönen
 Man sich ergötzt an süßen Tönen.

Dort um die Orgel her im Kreis
 Stehn sie und singen Gott zum Preis
 Das Gloria Dei wunder süß,
 Das Halleluja vom Paradies,
 Und wenn die heil'gen Gesänge schweigen,
 Ertönen Cymbeln, Harfen und Geigen.

Sanct Peter freundlich trat herbei
 Und fragt: „An wem ist nun die Reih?
 Wer will hinab zur Erde geh'n,
 Das Treiben der Welt mit anzusehn,

Mit den Betrübten trauernd weinen,
Den Glücklichen zum Heil erscheinen?“ —

Und sieh'! Aus dem muscicirenden Chor
Zwei holde Engel traten hervor,
Der Beiden edles Ansehn war
Gleich einem hehren Schwesterpaar,
Sie waren bereit mit ihren Geigen
Zur grünen Erde hinabzusteigen.

Virginie und Carolina Ferni
Auf unsrer Erde hießen sie,
Wer Seel' in Seel' mit ihnen vereint,
Hat mit den fremden Kindern geweint.
In ihrem Wesen lag Himmelsfrieden,
So waren sie gleich und doch verschieden.

Die Eine ernst, voll Schwermuth war,
Die Stirn umschattet von dunklem Haar,
Berührt von Leidenschaft noch nie,
Sanft lächelnd in Melancholie,
Gedanken=still in sich versunken,
Der Blick verklärt, doch freudetrunken.

Die And're, ein lieb muthwillig Kind,
Reck, unbefangen, froh gesinnt.
Ward uns bang und betrübt zu Muth,
Die Kleine nicht rastet und nicht ruht,
Bis sie die Sorgen all' zerstreute,
Von Harm und Schwermuth uns befreite.

Wer ihres Herzens Sprache verstand,
Des Himmels Freuden schon vorempfand.
Die werden wandern und weiter ziehn,
Dann aufwärts zu ihrer Heimath fliehn.
Und hundert Jahre werden vergehn,
Eh' man hier Engel wird wiedersehn.

Dr. Gustav Weise.

An der Grenze.

Novelle.

Den Reisenden, der von Spiegitz aus, einem Städtchen in Oesterreichisch-Schlesien, im Sommer einen Ausflug nach dem 4400 Fuß hohen „großen Schneeberge“ im Glazer Gebirge unternimmt, führt zunächst der Weg durch ein ziemlich ausgedehntes, am Fuße des Gebirges gelegenes Dorf, dessen Häuser und Hütten meist an Felsen lehnen, welche sich rings aus dem zerklüfteten Boden erheben. Die Bewohner, zum größten Theil arme Leute, die dem steinigten Erdreich, trotz aller Mühe, kaum den nöthigen Lebensunterhalt abgewinnen können, vergelten dem Staate, der sich wenig um ihre armfelige Lage kümmert, Gleiches mit Gleichem, indem auch ihnen diejenigen Gesetze wenig Kummer verursachen, die die Entrichtung von hohen Steuern für gewisse Waaren gebieten, welche aus dem Nachbarlande eingeführt werden.

Fromm und gottesfürchtig, wie der österreichische Landmann im Allgemeinen ist, begehen sie ihrer Meinung nach durchaus kein Verbrechen, wenn sie auf Schleichwegen, oft in brennender Mittagshitze, zu welcher Zeit der Grenzüäger gewöhnlich seine Siesta hält, oft unter dem Schutze einer finstern Nacht, Cigarren, Tabacke und andere, mit hohen Steuern be-

legte Waaren, unverzollt, in einem hohen, schweren Packerkuchen über das Gebirge schleppen, jeden Augenblick gewärtig, von den Grenzbeamten aufgefangen und alsdann einer harten Strafe entgegengeführt zu werden.

Die drohende Aussicht auf diese Strafe hat schon manchen Schmuggler verleitet, im Augenblicke, als er sich entdeckt sah, seine Bürde abzuwerfen und die Flucht zu ergreifen; häufig gelang ihm auch diese, häufig aber auch wurde der arme Flüchtling durch einen Schuß aus dem Gewehre des Grenzzägers schwer verwundet oder todt zu Boden gestreckt.

Außer diesen gewagten Unternehmungen betreibt der rastlose Dörfler noch ein anderes, friedlicheres Geschäft, und zwar das des Führers.

Gegen eine geringe Vergütung ist er jeder Zeit bereit, den Reisenden auf die Höhe des Berges zu begleiten, ihn auf alle Schönheiten des Gebirges aufmerksam zu machen, ihm seine Sachen zu tragen und ihn durch sein munteres treuerherziges Wesen so gut, als er es versteht, zu unterhalten.

Ein solcher Führer wird selten verfehlen, dem Reisenden, bevor es nach der Höhe geht, einen Ort zu zeigen, der, einige hundert Schritte hinter dem Dorfe gelegen, auf den Beschauer einen wehmüthig erfassenden Eindruck macht.

Es ist dies der Friedhof der kleinen Gemeinde. Mitten im Walde, unter alten, mächtigen Tannen, erheben sich hier, dicht mit Moos und wilden Schlingpflanzen überwachsen, die Grabhügel der Entschlafenen: einfache Kreuze, aus rohem Holze gezimmert, hier und da mit einer Tafel mit verwischter Inschrift oder mit einem verwelkten Kranze versehen, bezeichnen die Stelle, unter welche ein müder Pilger sein Haupt für ewige Zeiten gebettet hat. Eine feierliche Stille liegt über diesem Raume, eine reine ungetrübte Weihe umschwebt die er-

greifende Ruhe dieser Gräber; der Gebirgsbach, der weiter unten, Kaskaden bildend, tosend über das Gerölle schießt, murmelt leise und heimlich durch das Moos; die Blume des Waldes beugt sich träumend niederwärts, und nur aus den Zweigen ertönt zuweilen das harmonische Lied eines Singvogels.

Seit dem Jahre 1856, und noch im vorigen Jahre, bot dieser Ort täglich eine Scene dar, die eine von Matthiſon's schönsten Dichtungen zu verwirklichen schien.

An einem Grabe, welches sich von den übrigen nur dadurch unterschied, daß ein frischer Kranz von Immortellen an seinem Kreuze hing, daß es ganz und gar von Ephen überwuchert war, und daß oben, mitten heraus, ein blühender Myrthenstrauch sein jungfräuliches Laub entfaltete, kniete ein junges Mädchen im Gebete.

Seine Kleidung war einfach, der Sitte der Gegend entsprechend; unter dem „Purpurtuche“, wie es das dortige „schöne Geschlecht“ nicht gerade unschön um den Kopf schlingt, quoll eine Fülle schöner dunkelbrauner Haare hervor, die in zwei breite, mit bunten Schleifen geknüpfte Zöpfe geflochten waren, welche, nach vorn herabhängend, mit ihren Enden den Boden berührten. Ein schwarzes, die Taille eng umschließendes Sammetmieder, ein kurzer, rothgestreifter Rock, eine baumwollene, blau punktirte Schürze, weiße Strümpfe und niedrige Schuhe bildeten die Bekleidung und zugleich den ganzen Schmuck der anmuthigen Erscheinung.

Bei dem Eintritte des Fremden in den Friedhof wendete sich das Mädchen einen Augenblick um und zeigte ein liebliches, aber bleiches Antlitz, in welches der Gram seine unverkennbaren Spuren gezeichnet hatte. Der Führer, der sein Haupt entblößt und ein Vaterunser gebetet hatte, flüsterte, daß dies

die „irre Piese“ sei, und daß man sich nicht wundern solle, wenn sie „wirr'sches“ Zeug sprechen würde.

Trat man näher, so bemerkte man, daß unfern des Grabes, an einer Fichte, eine Harfe lehnte.

In Oesterreich, dem Lande der Musik, der Heimath Mozart's und Haydn's, findet man häufig bei armen Land-leuten das Waldhorn neben der Sichel, die Klarinette neben der Sense, die Harfe neben dem Pfluge; wohl keinem andern Volke ist die Musik so zum Bedürfniß geworden, als dem österreichischen, wohl kein anderes Land als Oesterreich ist so voll ihrer Wunder und Zauber.

Der Führer berührte leise die Schulter der Knieenden und sprach zu ihr freundlich:

„Nun, Piese, es ist Zeit, daß Du heimkehrst, der Vater wird Dich brauchen.“

Das Mädchen schlug die Augen auf, Augen, blau wie der Himmel, feucht wie die Kelche des Vergißmeinichts im Morgenthau.

Sie antwortete mit klangvoller, zitternder Stimme: „Laß mich, Franz; ich muß warten, bis die Schwester aufwacht, damit ich ihr behülflich sei, den Brautschmuck anzulegen: das seidene Kleid, und das neue Tuch, und die goldene Kette und den Myrthenkranz — o wie schön wird die Schwester sein, wie wunderschön!“

„Aber, Piese, sagst Du mir nicht dasselbe alle Tage? Siehst Du nicht, wo Du bist, an welchem Orte Du Dich befindest?“

„Ja alle Tage — Du hast Recht! Die Schwester schläft lange, lange — aber ich will warten, will sie nicht stören im Schlummer, den Traum nicht verjagen, der sie umfangen hält — ist doch der Schlaf das Schönste vom Le-

ben — naht er sich, dann senken sich herab blühende, Duft und Schatten spendende Zweige, und hinter den Zweigen, auf einem moosbedeckten Steine, sitze ich und bin umfaßt von den Armen der Schwester, und ihr Mund küßt mich zärtlich und innig, und meine Seele geht auf in der ihrigen.“

Das Mädchen sprach diese letzten Worte abgebrochen und leise, indem sie, nach Art der Irren, die Augen starr vor sich hin auf ein Phantom richtete, welches in unsicheren Umrissen ihrer Seele vorschwebte. Dann erfaßte sie die neben ihr lehrende Harfe und einen wehmüthig ergreifenden Accord anschlagend, sang sie:

„Ich kniee an Deinem Grabe,
Mein todtes Schwesterlein;
Uns hüllt die Trauerweide
In ihren Schatten ein.

Die Blumen duften und glänzen,
Die Myrthe grünt und blüht —
Vergessen' Gebet der Kindheit
Durch meine Seele zieht.

Es tauchen aus dunklen Tiefen
Die jungen Jahre hervor,
Es taucht aus dem finstersten Grunde
Mein junges Glück empor.

Es setzt sich still auf dem Hügel
Und nickt und lächelt und grüßt
Und weint und schwindet allmählig,
Bis es verbleicht zerfließt!“

Es waren mächtig erschütternde Klänge, die in diesem Liede klagend hinaus in den alten, feierlich rauschenden Wald

zogen; das Mädchen warf sich laut schluchzend über den Hügel, und die Harfe ertönte im Verklingen wie eine Liebesantwort aus dem Schooße der Erde.

Es mußte ein unnenntbares Weh sein, welches das Herz des armen Mädchens durchzuckte, sein Dasein vergiftete, über die leuchtende Sonne seiner Jugend den Schatten düsterer, herbftlicher Wolken warf, — und in tiefster Seele bewegt, verließ man den stillen Hain, in welchen ein Menschenleben seinen schönsten Lenz zu Grabe trug.

Der Weg führt von da durch die herrliche, hundertjährige Waldung, oft steil, oft allmählig ansteigend nach der Höhe, und es gewährt schon, nachdem man etwa über 2000 Fuß hoch gestiegen ist, einen eigenthümlichen Reiz, wenn man, vor sich den himmelanstrebenden Berggücken, im Zurückschauen über bewaldete Höhen und Thäler, hinunter und hinaus in die weite Ebene sieht, über Städte und Dörfer, über Auen und Triften, über Felder und Flüsse, bis sich der Blick in jener duftigen Bläue verliert, die an heiteren Tagen den fernnen Horizont umschließt.

Wie indeß jedes Verlangen in der Erfüllung, im Genusse untergeht und in der Seele neuen Bedürfnissen, neuen Wünschen Raum giebt: so ist zuletzt das Vergnügen, welches diese Fernsicht gewährt, doch nicht so mächtig, als daß es den ermüdeten Reisenden abhalten sollte, sich unter einer dicht belaubten Buche, die zwanzig Schritte vom Wege ab, einen kleinen, mit Moos und Gras bewachsenen freien Platz beschattet, zu einer kurzen Erholung niederzulassen, und hier ist es, wo der Führer, nachdem er sich des Gepäcks entledigt und auf einem, unmittelbar in der Nähe hervorspringenden Felsen Platz genommen hat, dazu aufgefordert, Folgendes,

wenn auch nicht mit denselben Worten, doch in demselben Sinne über „die irre Piese“ berichtet:

„Es werden wohl gegen 20 Jahre her sein, daß dem Peter Treuer, unten im Dorfe, in einer sturmdurchbrausten Novembernacht, Leben und Tod in die Hütte zogen. Die Frau, mit der er ein Jahr zuvor zum Ehebündniß vor den Altar getreten war, lag bleich, in Kindesnöthen, auf dem Lager. Ihr Haupt lehnte ergeben an der Brust des Mannes. An ihrem Bette standen, in der Ausübung ihres Berufes, die Wehfrau und der Arzt, der, ein Menschenfreund im echten Sinne des Wortes, in der uneigennützigsten, lauterer Erkenntniß seines Standes, weder Wind noch Wetter scheuend, aus der Stadt herbeigeeilt war.

Gegen 3 Uhr Morgens mischte sich in das Schreien der eben angekommenen neuen Weltbürger, zweier Mädchen, das leise Aechzen einer Sterbenden, und eine Stunde später drückte Peter Treuer seiner im Herrn entschlafenen Frau die Augen zu.

Peter Treuer konnte sich nie wieder entschließen zu heirathen, dazu hing ihm sein Herz zu viel an seinem „guten Engel im Himmel“, wie er seine verstorbene Frau nannte, so oft ihrer Erwähnung geschah. Die Wirthschaft führte ihm eine unverheirathet gebliebene Schwester, der er auch die Sorge um die Erziehung seiner beiden, auf die Namen Franziska und Elisabeth getauften Kinder überließ, er selbst ging nach wie vor seinen Geschäften, denen er als Handelsmann und Führer oblag, mit gewohntem Fleiße nach und betreibt diese bis auf den heutigen Tag noch; seinen beiden Kindern war er stets ein guter, liebevoller Vater.

Die Mädchen wuchsen heran. Ihre Kindheit floss dahin unter Spielen, Schulbesuchen, Aehrenlesen, und was es sonst Beschäftigungen für Kinder auf dem Lande giebt. Sie theil-

ten auch mit den übrigen Dorfkindern dieselben Neigungen, gesellten sich zu ihnen, nahmen an ihren Belustigungen Theil, und nur durch Eins zeichneten sie sich auffallend vor der Zahl ihrer Gespielen aus: und dies war die unbegrenzte Liebe, die sie für einander an den Tag legten.

Außerlich in Gang, Sprache und Gesichtszügen so ähnlich, wie man es eben selten anders als bei Zwillingen findet, legten sie auch in Allem, was sie thaten, und was auf ihr inneres Leben, auf die Regungen ihrer Seele und ihres Geistes schließen ließ, eine Uebereinstimmung an den Tag, daß man häufig zu glauben versucht war, es regiere diese beiden Kinder nur eine Individualität, und nur ein Wille leite ihre Schritte.

Ihr Zusammenleben, die Zärtlichkeiten, die sie sich erwiesen, ohne sich des Werthes derselben selbst bewußt zu sein, die Sorgfalt, mit der eines die Schritte des anderen bewachte, das gegenseitige lebendige Mitgefühl an Schmerz und Freude: dies Alles war so außergewöhnlich, so anziehend, daß selbst Erwachsene stundenlang bei diesen reinen Quellen des kindlichen Gemüthes verweilen konnten, um dem traulichen Flüstern ihrer klaren Wellen zu lauschen.

Peter Treuer liebte seine Kinder, wie ein Vater es nur vermag. Oft, wenn er am späten Abend ermüdet von den beschwerlichen Wanderungen, die seine Geschäfte erforderten, heimkehrte, trat er, ehe er sein Lager aufsuchte, zu ihnen, die zusammen in einem Bette schliefen, und wenn er sie dann Arm in Arm schlummern sah und in ihren kindlichen Zügen das Abbild seiner geliebten Gattin wiederfand, da geschah es wohl, daß er sich leise über sie beugte und sie so lange küßte, bis sie erwachten, und, den Vater erkennend, ihre Arme zärtlich um seinen Hals legten. Solche Augenblicke entschädig-

ten ihn reichlich für die schwere Mühe, die er sich geben mußte, um seinen Kindern das tägliche Brot zu schaffen, und nie hat Jemand damals Peter Treuern mürrisch und mit seinem Vooße unzufrieden gesehen.

Besonders war es die etwas schwächliche Franziska oder, wie sie gerufen wurde, „das Fränzeli“, deren Anblick ihm jedesmal das Herz weich machte. Nicht etwa, daß er seine Elisabeth oder „die Piese“ weniger geliebt hätte, seine Kinder waren ihm beide gleich theuer; aber so oft er das Fränzeli mit seinem stillen, träumerischen Wesen, seinen blauen, seelenvollen Augen sah, überkam es ihn wie eine Ahnung, daß sie in früher Zeit, als sein Liebesbote, zu der Verewigten entschweben werde.

Dieses träumerische, stille Wesen unterschied in der That das Fränzeli merklich von der lebhafteren, kräftigeren Piese. Beide waren gut gefittete Kinder, in Beiden hatte die tiefe Nührung des Vaters, von der sie so oft Zeuginnen gewesen waren, eine bange Sehnsucht nach einem Herzen erweckt, an das sie sich in der Abwesenheit des Vaters hatten schmiegen können, aber diese Sehnsucht, so oft sie sich der Mädchen be- meisterte, hatte bei Franziska in ihrem Nachhall stets einen Hang zur Schwermuth, während Piese ihre Gefühle eher be- meisterte und dem traurigen Fränzeli Muth und Trost zusprach.

Die Zeit, die ihren nagenden Zahn an Alles legt, wagte sich lange hindurch mit ihrem zerstörenden Einflusse nicht an die Heiligkeit dieses lauterer Bundes; aber als die Natur an- fing, ihre Rechte geltend zu machen, als die Mädchen empor- wuchsen aus der jungen Saat ihrer Kindheit, hinein in die üppigste Blüthe des Lenzes, Elisabeth zur prangenden Rose, Franziska zur duftenden Lilie, da richtete die Rose ihr glü- hendes Antlitz verlangend dem Kusse des leuchtenden Tages

entgegen, indeß die Völle an ihrer Seite den schimmernden Kelch in die elegischen Zauber der Nacht tauchte. — — —

Es war im September des Jahres 1855, als unten im Dorfe das jährliche Kirchweihfest gefeiert wurde. Wie bei allen ländlichen Festen, spielt auch bei diesem der Tanz die Hauptrolle und es konnte nicht fehlen, daß des Treuers Töchter, welche die hübschesten Mädchen im Dorfe genannt wurden, sich dabei eingefunden hatten.

Das Fränzchen hatte zwar Anfangs nicht mitgehen wollen, weil es die geräuschvollen Vergnügungen nicht liebte; da aber bei ihrer Weigerung Viese traurig geworden war, so hatte es sich in der Stille seinen Sonntagsstaat angezogen, war alsdann leise in die Stube getreten, in der Viese schmolzend am Fenster saß, und ihr über die Achsel schelmisch in das Gesicht blickend, hatte es zu ihr gesagt: „Nun Viese, ich bin schon längst fertig, auf wen wartest Du denn noch?“ —

Viese war vor Freude feuerroth geworden. Eilends war sie aufgestanden, und nach wenigen Minuten schon traten die Zwillingsschwestern über die Schwelle des Kretschams, in welchem der Tanz bereits begonnen hatte.

Es herrscht eine einfache Sitte in unserem Dorfe, welche von Alters her eingeführt, durch die gewissenhafteste Befolgung derselben sich bis auf den heutigen Tag in ihrer ursprünglichen Weise erhalten hat.

Zum Kirchweihfest nämlich ist es Gebrauch, daß die Paare, welche gesonnen sind, ein Ehebündniß zu schließen, dies ihren Eltern mittheilen, und wenn diese ihre Einwilligung gegeben haben, so ist damit auch die Verlobung gültig vollzogen.

Man kann dieser Sitte für die hiesigen Verhältnisse den praktischen Werth nicht absprechen. Des Landmanns Gemüth ist nicht dazu angethan, Liebeleien, welche sich in die Länge ziehen, nachzugehen: dazu ist er in seinem Wesen doch zu wenig sentimental und in seinen Neigungen zu ursprünglich. Sind die jungen Leute einmal zu dem Bewußtsein gelangt, daß sie für einander passen, haben sie sich ihre Liebe durch gegenseitige Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen kund gethan: so ist es das Beste, wenn die elterliche Zustimmung nicht zu lange auf die Weihe solcher Verhältnisse warten läßt.

Zur Erlangung dieser Bewilligung ist die Kirchweih die geeignetste Zeit. Der Gottesdienst, der an diesem Tage in der Kirche stattfindet, stimmt die Herzen versöhnlich; die ungebundene Heiterkeit, der sich ein Jeder bei dem Tanze am Abend hingiebt, bewirkt, daß mancher alte Groll vergessen wird, und so wird es den Paaren leicht, in der ersten großen Pause, die gegen Mitternacht dem Tanze folgt, die Zusage der Eltern zu erlangen. — — — — —

Liese war vor Freuden roth geworden, als das Fränzchen sich anschickte, mit ihr in den Kretscham zu gehen, doch nicht allein die Begleitung der Schwester war es, welche sie so freudig erregte, sondern ein eigener Beweggrund, ein Beweggrund, der schon so viel Gutes und Böses gestiftet hat, führte sie den rauschenden Klängen entgegen.

Die Liebe war ihr in das Herz gezogen, und auch sie war eine von denen, welche der heutige Abend dem Geliebten verloben sollte.

Man weiß ja, wie sich das macht. Christoph, des Webers Reinhold fünf und zwanzigjähriger Sohn, der schmuckeste Bursch im Dorfe, der beste, gewandteste Führer, hatte das

Herz der jungen Schönen gewonnen, und es war auch seit einem halben Jahre im Dorfe kein Geheimniß mehr, daß zur nächsten Kirchweih Reinhold und Liese sich verloben würden.

Zwei Personen waren es, denen, so oft hiervon gesprochen wurde, das Herz erbehte: die eine war „das Fränzel“, die andere des Nachbars Niegers Sohn, „der verwegene Hans“.

Seit der Zeit, da Christoph das erste Mal Elisabeth seine „Liebe Liese“ genannt hatte, waren den beiden Liebenden die Tage in den schönen Träumen ihrer Liebe schnell vergangen, und wenn sich Liese auch nicht im Mindesten in ihren zärtlichen Gefühlen gegen ihre Schwester geändert hatte, so wendete sie ihr doch nicht mehr diejenige Aufmerksamkeit zu, welche nur einer ungetheilten Liebe eigen ist. Hätte sie wie früher, jeden Schritt, jedes Wort ihrer Schwester beobachtet, so hätte es ihr nicht entgehen können, welche Veränderung, seit sie das Liebesverhältniß mit Christoph unterhielt, in dem Wesen Fränzels vorgegangen war.

Wer vermag die Tiefen der menschlichen Seele zu erforschen, wer kann ergriinden, welche Reime, reif der Befruchtung, der zagende Busen birgt, wer kennt die Bande, welche die harmonirenden Geister fesseln und ihre Regungen verbinden?

Räthsel bleibt, was sich der Wahrnehmung der Sinne entzieht, und nur die Vermuthung umgaukelt uns schattenhaft, wie ein Spottgebild unserer Ohnmacht.

Fränzel war in der letzten Zeit träumerischer als je zuvor geworden. Häufiger als je saß sie beim Spinnen neben ihrer Schwester ganz in Gedanken verloren. Oft, mitten in der besten Arbeit, wenn die Räder lustig schnurrten, vergaß sie ganz, was sie vor hatte, der Faden riß, das Rad blieb stehen, die Hände fielen ihr in den Schooß, und erst der

aufmunternde Zuruf ihrer Schwester weckte sie aus ihren Träumen wieder zu ihrer Arbeit. Gesah es aber, daß sie dabei den Blicken ihrer Schwester begegnete, so überzog plötzlich eine Purpurgluth ihr blasses Antlitz, und sie lehnte alsdann ihr Haupt an der Schwester Brust, um ihre Thränen zu verbergen.

War Christoph zum Besuche da, so setzte sie sich zuerst fern von den Liebenden in irgend einen Winkel des Zimmers; allmählig aber zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in Beider Nähe, und es dauerte gar nicht lange, so blickte sie, an die Schwester geschmiegt, Christoph mit ihren treuen, schwermüthigen Augen unverwandt an und lauschte andächtig jedem seiner Worte.

Sie konnte sich's nicht erklären, wie es kam; aber als zum ersten Male die Rede davon war, daß Christoph und Viese sich zur nächsten Kirmeß verloben sollten, war dem Fränzel ein Stich in das Herz gefahren, der ihr so weh that, daß sie sich anhalten mußte, um nicht umzusinken, und dieser Schmerz kehrte wieder, so oft der bevorstehenden Verlobung Erwähnung geschah.

Der „verwegene Hans“ hatte jedenfalls bestimmtere Gründe, welche ihm die Vereinigung der jungen Leute verleidete.

Auch er hatte sich um die Liebe Elisabeth's beworben, war aber von dieser, seines leichtsinnigen Lebenswandels und seiner rohen Manieren wegen, abgewiesen worden. Sie hatte ihm die Gründe ihrer Weigerung in kurzen Worten auseinandergesetzt, und er hatte sich entfernt, den ganzen Haß verächtlicher Liebe im Herzen tragend.

So standen die Sachen, als, nachdem am Morgen der Klang der Kirchenglocke den Anbruch der Kirmes verkündet

hatte, die beiden Schwestern zur Abendzeit sich zu den Jubelnden und Tanzenden gesellten, welche die große Wirthsstube des Kretschams füllten.

Als sie eintraten, eilte Christoph, der über das lange Ausbleiben seiner Piese schon ungeduldig geworden war, derselben freudig entgegen, und bald verschwanden auch sie unter der Menge, welche jauchzend nach den Spielweisen der „böhmischen Musikanten“ dem Tanze huldigten.

Fränzel suchte indeß den Vater auf, der seinen Töchtern vorausgegangen war, und als sie ihn an einem Tische mit einigen guten Freunden im Gespräch fand, setzte sie sich neben ihn und schaute alsdann sinnend in den wirbelnden Kreis, der bei ihr vorüberrauschte.

Die Zeit verstrich schnell, den Menschen, denen so selten ein derartiges Fest geboten wurde, zu schnell, und die Kirchthurmuhr zeigte schon die erste Stunde des neuen Tages an, als ein dreimaliges Schmettern der Trompeten die entscheidende Pausse verkündete.

Die Paare gruppirten sich schnell, und bald ertönte die große Kretschamstube von dem Jauchzen der glücklich Vereinigten und den Glückwünschen der übrigen Anwesenden.

Christoph war zunächst mit Elisabeth zu seinen Eltern getreten, die mit Freuden das brave, hübsche Mädchen als ihre Schwiegertochter begrüßten. Alsdann begab sich das Paar zu Peter Treuer, dem sich Christoph in wenigen biederer Worten zum Schwiegersohn antrug.

Peter Treuer stand auf. So lange er auch auf diesen Moment vorbereitet war, die Wichtigkeit desselben erfaßte ihn erst jetzt in ihrem ganzen Ernste.

Christoph war als wackerer, fleißiger Mensch im ganzen Dorfe bekannt, und Peter Treuer hatte auch keinen Augen-

blick daran gedacht, ihm sein Jawort zu verweigern. Aber der Gedanke, daß er jetzt dabei war, das Geschick eines seiner Kinder aus seiner Hand in die eines Andern zu legen, überwältigte ihn für kurze Zeit, der Mann, der durch Sturm und Graus, oft in öder Nacht, muthig durch die unheimlich rauschende Waldung schritt, fühlte, wie ihm jetzt das Herz im Innersten erzitterte, die Thränen perlten ihm aus den Augen, doch bald faßte er sich, und, die dargebotene Rechte Christophs ergreifend, sprach er zu ihm mit wahrer Innigkeit:

„Du bist ein braver Mensch, Christoph, und weißt, daß ich meine Kinder mehr als mein Herzblut liebe, ich weiß auch, daß ich sie nicht ewig bei mir behalten kann, denn es ist ja ein altes Gesetz, daß das Weib Vater und Mutter verlasse und dem Manne ihrer Wahl folge; deshalb gebe ich Dir, was Du verlangst, die Hälfte meines kostbaren Reichthums, meine Elisa!“

Weiter konnte Treuer nicht sprechen; die Stimme versagte ihm, und Elisabeth fiel ihm schluchzend um den Hals; lange hielten sie sich umschlungen, bis sich der Vater endlich langsam aus der Umarmung seiner Tochter löste und die Hände der beiden Liebenden segnend in einander legte.

Das Fränzchen hatte die Rechte zitternd an die Brust gepreßt, als Christoph und Elisabeth zum Vater traten; ihre Pulse stockten, das Herz wollte ihr brechen; sie wollte sich erheben und konnte es nicht, sie wollte dem nahenden Paare die Arme entgegenstrecken und vermochte es nicht, vor ihren Blicken wurde es Nacht.

In dem Augenblicke, als sich der Vater, die Schwester und Christoph nach ihr umfahen, hörten sie einen dumpfen Fall, — das Fränzchen lag am Boden, leichenblaß mit geschlossenen Augen; eine tiefe Ohnmacht hatte sie befallen, und sie war bewußtlos von ihrem Sitze gesunken.

Mit einem Angstschrei stürzte Treuer zu seiner Tochter, hob sie vom Boden empor und legte sie sanft auf die Bank. Elisabeth beugte sich liebevoll über sie und rief sie mit dem zärtlichsten Namen, indeß Christoph eiligst Wasser herbeiholte und die Ohnmächtige damit besprengte. Nach einer angstvollen Viertelstunde, während welcher sich die Anwesenden theilnehmend um die traurige Gruppe geschaart hatten, gelang es, das Fränzchen wieder in's Bewußtsein zurückzurufen: ein leichtes Erröthen der bleichen Wangen zeigte die Wiederkehr der Lebensgeister an, und nach einigen schweren Athemzügen schlug das Fränzchen wieder die treuen Augen auf.

Ihr erster Blick fiel auf die an ihrer Seite knieende Elise, die Erinnerung kehrte in ihr zurück, und kaum vernehmbar hauchend: „meine gute Schwester“ legte sie die Hände zitternd auf das Haupt des Braut.

Allmählig erholte sich Franziska, und nachdem sie genügend Kräfte gesammelt hatte, um sich wieder aufrichten zu können, bat sie ihre Schwester, sich auch von Neuem an dem eben beginnenden Tanze zu betheiligen.

Das im Osten heraufdämmernde Licht des Tages fing schon an, das Dunkel der Nacht zu zerstreuen, als die Musik im Kreischam endlich verstummte, und die müden Dörfler sich zum Heimwege anschickten. Arm in Arm, wie es Liebesleuten ziemt, schritten Christoph und Elisabeth in traulicher Unterhaltung voraus; ihnen folgten der Vater und das Fränzchen, welches sinnend und schweigend hinauf nach den Sternen schaute, deren Glanz im Morgenlichte zu verschwinden begann.

Es lag eine stille Wehmuth in diesem träumerischen, nach oben gerichteten Blicke, ein Hauch innerer Schmerzen auf diesem bleichen und milden Angesicht, doch hatte wohl

Niemand eine Ahnung von dem Leiden, welches Fränzel in sich verborgen hielt.

Der unbestimmte Drang, die unwiderstehliche Gewalt, die sie zu Christoph zog, die keusche Begeisterung, die sie durchglühte, wenn sie seiner Rede, seinem Wesen lauschte, der Schmerz, der sie durchzuckte, so oft die Rede auf die Vereinigung Christoph's mit ihrer Schwester kam: dies Alles war ihr in jenem Momente klar geworden, wo sie Christoph und Elisabeth zum Vater treten sah, um ihn um seinen Segen zu bitten.

Mit Flammenzügen war vor ihr geistiges Auge die Erkenntniß getreten, daß sie den Bräutigam ihrer Schwester liebte, und daß sie im Augenblicke, wo sich ihr das unendliche, blühende Reich der Liebe eröffnete, ihm auch entsagen mußte, für immer und ewig.

Die Wonne, der Schmerz, sie waren beide zu groß, als daß ihnen das schwache Mädchen zur Zeit, da sie mit ihrer vollen Gewalt auf ihr Herz einstürmten, hätte widerstehen können, und sie war zusammengebrochen, wie eine Blume am Wege, die nur kurze Zeit, nachdem sie die Seligkeit des Daseins gekostet, vom Fuße des Wanderers gleichgültig niedergetreten wird.

War es ein Sehnen nach jenem Reiche der ewigen Ruhe und des ungetriebten Glückes, welches der Volksglaube hoch über den Sternen wähnt, war es, daß sie in dem erlöschenden Lichte der silbernen Myriaden ein Gleichniß zu ihrer gebeugten Seele fand, Franziska wandte den Blick erst von der unendlichen Höhe des Firmaments, als eine dunkle Masse ihren Gesichtskreis begrenzte und sie niederblickend die elterliche Behausung dicht vor sich wahrte.

Christoph verabschiedete sich, und nachdem er seine „liebe Riese“ wiederholt geherzt und geküßt hatte, was ihm nunmehr, als rechtmäßigem Bräutigam derselben, Niemand verübeln konnte, schlug er, der Glücklichste auf Erden, den Heimweg ein.

Peter Treuer verschwand mit seinen Töchtern in der niedern Hausthür, die knarrend hinter ihnen in's Schloß fiel.

Als die gedachten Personen an der Behausung Peter Treuer's sich trennten, war ein Schatten, der ihnen seit ihrem Austritt aus dem Kretscham gefolgt war, unbemerkt an ihnen vorbeigeschlüpft und leise unter das Dunkel einer alten finstern Tanne getreten, die ihre Zweige über das Dach des Nachbarhauses streckte.

Als sich die Hausthür hinter den Treuer's geschlossen hatte, trat der Schatten aus dem Dunkel des Hauses hervor, und das Zwielicht des dämmernden Tages fiel auf das wüste Gesicht des „verwegenen Hans“.

Es konnte nichts Gutes gewesen sein, was er leise zwischen den Zähnen murmelte, als er die geballten Fäuste drohend gegen Treuer's Hütte ausstreckte. Die alte Tanne erbebte bis in den äußersten Wipfel, und ihre Nester schwankten traumhaft und ächzend im Morgenwinde.

Von Allen, welche im Dorfe an diesem Morgen ihr Lager aufsuchten, konnten Zwei nicht schlafen: Franziska, welche allen Fragen über die Ursache ihrer Ohnmacht ausgewichen war, und die jetzt ihre Kissen mit Thränen neckte, und der verwegene Hans, der sich, finstere Pläne brütend, schlaflos in seinem Bette wälzte.

Indeß stieg der Morgen im Osten rosig empor, und wenn auch an diesem Tage im Dorfe von Arbeit nicht viel die Rede war, so brachte der nächstfolgende doch Alles wieder in das gehörige Geleise, ein Jedes ging von Neuem seinen ge-

wohnten Geschäften nach, und bald dachte man des letzten Kirchweihfestes nur noch, wenn Abends, beim Rocken, gelegentlich einmal die Brautpaare im Dorfe gezählt wurden.

So vergingen etwas über sechs Wochen, als der Geburtstag der Zwillingsschwestern anbrach; für Peter Treuer besonders war dies immer ein wichtiger Tag, ein Tag der Trauer, weil er der Sterbetag seiner theuren Gattin war, ein Tag der Freude, weil er ihm seine geliebten Kinder geschenkt hatte, und wenn er sonst auch mit der Zeit kargte, so ließ er es sich doch nie nehmen, diesen Tag im Kreise der Seinen zu verleben.

Heut war dieser Kreis noch dazu um ein neues Familien-Mitglied vermehrt, denn an der gut bestellten Tafel saß Christoph nebst seiner Verlobten und flüsterte ihr tausend schöne Sachen ins Ohr.

Auf dem Tische prangte ein Countagsbraten im glänzendsten Goldbraun; Peter Treuer sparte für diesen Tag das ganze Jahr hindurch, und so fiel es ihm nicht schwer, das Wiegenfest seiner Kinder durch manche Auszeichnung zu verherrlichen.

Auch an Geschenken, welche die beiden, heut festtäglich gekleideten Schönen recht gut verwenden konnten, fehlte es nicht, doch erhielt eines von ihnen, und zwar das, welches Christoph seiner Elise verehrt hatte, hauptsächlich den Beifall und die Bewunderung der Schwestern.

Christoph war nämlich in dem benachbarten Städtchen häufig an einem Schaukasten stehen geblieben, in welchem mannigfache kleine Portraits seine Blicke fesselten. Dem Vorfertiger dieser Bilder, einem von Stadt zu Stadt reisenden Photographen gefiel die kräftige, muntere Erscheinung des jungen Bauern, und da es ihm darum zu thun sein mochte, ori-

ginelle Genrebilder für sein Schaufenster zu gewinnen, so hatte er bald Christoph zu bewegen gewußt, ihm, wie er war, zu mehreren Aufnahmen zu sitzen.

— Christoph erhielt dagegen sein eigenes, wohlgetroffenes Conterfei in einer kleinen, mit Gold eingefassten Glaskapsel, mit der er natürlich nichts Besseres zu thun wußte, als sie nebst Inhalt seiner lieben Piese zum Geburtstage zu verehren.

Die Ueberraschung der Mädchen, denen etwas Aehnliches noch nie zu Gesicht gekommen war, läßt sich nicht beschreiben, kaum vermochten sie die Blicke davon abzuwenden, und Christoph fühlte sich nicht wenig durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, die man seiner Person zuwendete.

Das Fränzeli besonders wollte das Medaillon nicht aus den Händen geben, und strahlenden Auges betrachtete sie unverwandt die geliebten Züge, die ihr freundlich aus dem Bilde entgegenlächelten.

Wohl noch nie hatten sich die Bewohner von Peter Treuer's Hütte so glücklich gefühlt als heut, und nur das Fränzeli, wie sehr sie sich auch mit dem Bilde freute, machte von diesen Glücklichen eine Ausnahme. Franziska konnte ja nicht mehr glücklich sein, und wenn sie sich auch noch so viel Mühe gab, es zu scheinen, so nagte der Gram doch unaufhörlich an ihrem Herzen.

Auch dieser Tag tauchte in das Meer der Vergangenheit; die große Lade, die seit undenklichen Zeiten in einem Winkel nahe der Stubenthüre stand, nahm am Abend den Sonntagsstaat der Schwestern, die Geschenke und mit ihnen das Medaillon auf, welches Elisabeth nur bei festlichen Gelegenheiten anzulegen beschloß.

Die Zeit verstrich; der Winter ging eilig durch das

Land und baunte die Welle in ihrem Laufe, die schwelende Knospe in ihrer Hülle.

Die Einförmigkeit des Landlebens in unserem Dorfe wurde nur durch die Fastnacht unterbrochen, die ebenfalls durch Musik und Tanz im Kretscham gefeiert wird.

Christoph holte dazu am Abende der Fasching die beiden Schwestern ab und trat gerade in das Zimmer, als Liese vergebens die Lade nach dem Medaillon durchsuchte, welches sie umhängen wollte, indeß Franziska die glühende Stirn an die undurchsichtig gefrorene Fensterscheibe preßte.

Endlich mußte sich Elisabeth entschließen, von dem vergeblichen Suchen abzulassen, und lauter, freudiger Zuruf begrüßte bald darauf im Kretscham die Verspäteten.

An diesem Abende wurde im Rathe der Eltern die Hochzeit Christoph's und Elisabeth's kurz vor Pfingsten festgesetzt. —

Bald zog der Frühling wieder über die Fluren; der Schnee schwand unter den wärmenden Strahlen der Sonne, und die Schneeglöckchen läuteten festlich zur Wiederkehr des lieblichen Lenzes; Maaslieb und Himmelschlüssel schmückten die Raine, und das junge Gras legte sich wie ein smaragdener Teppich über die Auen.

Durch den duftenden Wald in früher Morgenstunde zog jetzt häufig wieder ein munterer Bursch, bekannte Volksmelodien leise vor sich hinsummend; über ihm und um ihn in den Zweigen sang der Fink, und das junge Laub glänzte in den Büschen, unter denen murmelnd der Waldbach dahinfloß. Der blaue Aether, der sich rein und hell über den Bäumen des Waldes wölbte, fand einen treuen Abglanz in der Seele des Wanderers: frohen Herzens zog Christoph, denn er war es, seines Weges; die Pracht der Schöpfung

strahlte ihm entgegen und verwebte sich harmonisch mit dem angebeteten Bilde, welches seine Seele mit der ganzen Wonne einer wahren Liebe erfüllte.

Es war nicht die über die Spitze des Berges führende Zollstraße, die Christoph zu diesen Gängen wählte.

Weiter oben, wo eine andere, kältere Region beginnt, wird der Wald dünner und niedriger, die grünen, schlanken Säulengänge schrumpfen zusammen und verkrüppeln; das Knieholz hebt sich mühsam aus dem felsigen Boden empor, bis endlich auch dieser letzte Baumwuchs aufhört, und die ganze Vegetation sich auf einige Moosarten und Alpenpflanzen beschränkt.

Ein solches Terrain konnte den Wanderungen unsers Christoph nicht günstig sein — ihm war es darum zu thun, seine Gänge durch den Wald der menschlichen Beobachtung zu entziehen; denn bei seinem jedesmaligen Heimwege von dießseits der Grenze belastete seine Schulter ein umfangreicher Ballen steuerpflichtiger Waare, deren Verzollung er jedoch für überflüssig hielt.

Christoph betrieb also neben seinem Gewerbe als Führer auch die Schnuggellei; er war, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt, ein Pascher. Von Jugend auf dazu angehalten, sah er in diesen Geschäften, denen so Viele im Dorfe nachgiengen, durchaus nichts Verbrecherisches; es fiel ihm ebenso nicht im Entferntesten ein, sie vor seiner Braut zu verheimlichen, die auch durchaus keinen Anstoß daran nahm, vielmehr ihrem Bräutigam bei seiner Heimkehr oft ein gutes Stück in den Wald hinein entgegenkam.

Es war ein einsamer, schattiger Ort, der den Liebenden zum Stelldichein diente. Der Schmugglersteig führt an der Ostseite des Berges herum; da, wo der Pfad sich südlich in

das Oesterreichische hinab senkt, ungefähr eine halbe Meile von unserem Dorfe entfernt führte ein Seitenweg, dessen Eingang, von Gestein und Gebüsch versteckt, nur von einem Kundigen aufzufinden war, zwischen Felsen hindurch, zu der Quelle des Baches, der unten im Dorfe die Mühle treibt. Das Wasser sprudelt hier silberhell aus einer Felsenspalte und verliert sich, über das Gestein hüpfend, bald unter den Gesträuchen und Zweigen, die es überranken. Nicht weit von der Quelle bildet der Abfall einer Felsenwand, an deren Fuße sich ein wenig Erdreich festgesetzt hat, einen kleinen Rasenplatz, der gegen den Felsen zu von einer dichten Hecke von Himbeersträuchern begrenzt wird.

Dieser kleine Platz war es, an welchem sich die Verlobten trafen, wo Christoph, da er sich unbemerkt wußte, die schwere Bürde und sich dazu niedersetzte, um sich auf einige Augenblicke zu erholen und gemeinsam mit Elisabeth von ihrer Hochzeit, von ihrem Häuschen, welches er sich von seinen Ersparnissen gebaut hatte, wie überhaupt von ihrer ganzen Zukunft zu plaudern.

Man kennt die Lustschlösser, wie sie Liebesleute zu bauen pflegen, und Christoph und Elisabeth wetteiferten Pläne zu ersinnen, die sie ihre Zukunft im rosigsten Lichte erscheinen ließen, aber leider sollte dieser kleine Raum, der Zeuge der seligsten Stunden, auch das ganze Glück dieser beiden treuen Herzen in nackte Trümmer zusammenstürzen sehen.

Es waren noch 14 Tage bis zur festgesetzten Hochzeit, als Christoph frühzeitig wieder den Weg durch den Wald nach der Grenzstadt des Nachbarstaates nahm, um daselbst, wie gewöhnlich, steuerpflichtige Waaren einzuhandeln und sie über die Grenze zu schmuggeln. Seiner Verlobten hatte er am Abend zuvor, als er sich bei ihr an der Thür verabschiedete, gesagt,

sie möchte ihn morgen erst Abends gegen 9 Uhr im Walde erwarten, weil er sich in der Grenzstadt dieses Mal seinen Hochzeitsstaat zu besorgen gedanke.

An diesem Abende stand auch wieder jener Schatten aus der Kirchweihnacht unter der Tanne des Nachbarhauses und strengte sich an, kein Wort von der Unterhaltung der beiden Brautleute zu verlieren.

Eine Stunde später, als Christoph den Wald betreten hatte, trennte sich der verwegene Hans nicht weit vom Zollamte von einem Grenzzäger, mit dem er sich eine Zeit lang unterhalten hatte.

Der Jäger trat in das Amtsgebäude und verließ dasselbe gegen Mittag mit dreien seiner Gefährten, um mit ihnen bald darauf im Walde zu verschwinden.

Der Tag ging hin, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, setzte sich der verwegene Hans, der sonst die Abende stets im Wirthshause verbrachte, ganz gegen seine Gewohnheit, auf die Bank, die vor der Thüre seines Vaterhauses stand. Von Zeit zu Zeit sah er nach Treuer's Haus hin und ballte ungeduldig die Hände, als könne er irgend ein Ereigniß nicht erwarten, auf das er sicher rechnete, und das mit den Treuer's in irgend welcher Beziehung stehen mußte.

Das Fränzchen, welches zufällig auf dem Boden zu thun hatte, sah durch die Dachlucke hinaus in den leuchtenden Abend, in den die scheidende Sonne goldige Reflexe warf; ringsum blühten und dufteten die Bäume, und aus den Büschen flötete die Nachtigall. Der Zauber, mit dem ein solcher Frühlingsabend das Gemüth der Menschen umfängt, verfehlte nicht, auch auf das tiefempfindende Fränzchen zu wirken. Der Duft, den

Tausende von Blüthen ihr entgegenstreuten, der Hauch des Lenzes, der rings auf dem Gefilde lag, und den auch sie tief in der würzigen Frische der Maienlüfte einsog, träufelten wie Balsam in ihr wundes Herz und stimmten seine Saiten wunderbar. Die Liebe, die ewig reine, die ewig treue, die Liebe zur blühenden Schöpfung tauchte in ihr empor, und als sie die Erwiderung empfand, die der Weltgeist ihrer Anbetung zollte, indem er sie mit seinen herrlichsten Wundern umschloß, war sie noch einmal froh, und noch einmal strahlte der Glanz des wahren, wirklichen Glückes aus ihren Blicken.

Es war ein Augenblick dichterischer Begeisterung über sie gekommen, und, die Hände gefaltet, stand sie da, strahlenden Auges, der blühenden Natur gegenüber, selbst eine duftige Blume in dem großen Reiche des Schönen.

Ein Geräusch weckte sie aus ihren Träumen. Unten ging die Hausthür, und Elisabeth trat in das Freie. In demselben Augenblicke bemerkte das Fränzchen, wie der verwegene Hans schnell von seinem Sitz aufsprang und hinter die schon mehrfach erwähnte Tanne trat, so daß er von Elisabeth nicht bemerkt werden konnte, die bald den schmalen Pfad einschlug, der von Treuer's Häuschen über eine kleine Wiese in den Wald führte. Sie war kaum hinter den Bäumen verschwunden, welche den Forst begrenzten, als der verwegene Hans wieder aus seinem Verstecke hervortrat. Es lag jetzt etwas so Teufliches in den Blicken, die er Elisabeth nachsah, eine so grausame Härte in seinen Zügen, daß dem Fränzchen oben am Dachfenster angst und bange wurde.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und der glänzende Vollmond stieg leuchtend am Abendhimmel empor.

Der verwegene Hans verweilte noch einige Augenblicke, den Kopf lauschend vorgebeugt, an seinem Platze, dann, sich

unbemerkt glaubend, folgte er leisen Schrittes Elisabeth in den Wald.

Dem Fränzel bebte das Herz. Welche Katastrophe sich vorbereitete, konnte sie freilich nicht wissen, aber das, was sie soeben gesehen hatte, ließ sie muthmaßen, daß der verwegene Hans gegen ihre Schwester nichts Gutes im Schilde führe.

Es überfiel sie eine furchtbare Angst. Ohne zu zaudern, stieg sie vom Boden herab, drehte, da der Vater in Geschäften aus war, den Schlüssel in der Hausthür um und folgte, trotzdem ihr in der Furcht die Füße zu brechen drohten, eilen den Schrittes dem Nachbar.

Bald nahm auch sie die Waldung auf. Das Mondlicht schimmerte durch die Zweige und umschleierte duftig die Einsamkeit. Dem verwegenen Hans folgte leise auf 50 Schritte das zitternde Fränzel. Die Schatten der nächtlichen Wanderer huschten durch das Gehölz, stiegen an den Stämmen auf und nieder, eilten über den Weg und tauchten in die Büsche, unter denen die Bronnen heimlich durch die Nacht rauschten. Hans verfolgte den Pfad, den Christoph gewöhnlich für seine Schmugglergeschäfte wählte. Nach Verlauf einer halben Stunde bog er links ein; das Fränzel folgte.

Felsen und Steingerölle traten ihr in den Weg, aber der Schatten, den das Mondlicht von ihrem Vorgänger an die Felsenwände warf, zeigte ihr den Pfad, der mitten durch das Gestein führte.

Rings war es still. Nur das Murmeln des Baches, der durch die Felsen glitt, störte die nächtliche Ruhe. Nach ungefähr 500 Schritten machte der Weg eine Biegung nach rechts: der Schatten des verwegenen Hans verschwand hinter dieser Krümmung, und als Fränzel die Ecke erreicht hatte, konnte sie von ihrem Vorgänger keine Spur mehr entdecken.

Dagegen hörte sie von kurzer Entfernung her ein Geräusch von Stimmen, dem sie leise und vorsichtig nachging.

Es war ein kleiner, freier Platz, auf welchem sie sich jetzt befand. Auf dem moosbedeckten Wege verhallten ihre Tritte lautlos, und bald stand sie an einer Hecke von Himbeersträuchen, hinter welcher die Stimmen deutlicher hervordrang.

Franziska bog die Zweige ein wenig auseinander, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie vor sich, auf einem Baumstamme sitzend, Christoph und Elisabeth sah, die sich im Augenblicke von ihrer bevorstehenden Hochzeit unterhielten. Ihnen zur Seite stand ein wohlgepackter Ballen mit Waaren, die Christoph über die Grenze geschmuggelt hatte.

Franziska war durch einen zweiten, nur dem verwegenen Hans bekannten Seitenweg hierhergeführt worden und stand nun wie gebannt an ihrem Platze: sie sah ihre Schwester unter dem Schutze Christoph's und fürchtete deshalb nicht mehr, daß der verwegene Hans derselben etwas anhaben könnte. Das Mondlicht fiel gerade auf Christoph's Gesicht und verklärte seine treuen Züge. Ueber das Fränzchen kam der alte Zauber. Es war ihr die Gelegenheit geboten, den Geliebten zu sehen, ohne ihre Gefühle in Blick und Gebehrde verheimlichen zu müssen; sie konnte seinen Worten lauschen, sie konnte in seiner Nähe athmen, ohne fürchten zu müssen, die Röthe ihrer Wangen oder der Glanz ihres Auges verrathen zu sehen, und selig in dieser stillen genügsamen Liebe, fiel sie lautlos hinter dem Gesträuch auf die Knie.

In diesem Augenblicke wurden in der entgegengesetzten Richtung nahe Tritte vernehmlich; Christoph preßte, angstvoll horchend, in seiner Rechten die Hand Elisabeth's. Die Tritte kamen näher. Durch die Tannen, welche den Zugang von

den Felsen her zu dem Plage verdeckten, schob sich der Lauf eines Gewehres, und eine Stimme rief: „Im Namen des Gesetzes steht!“ —

Christoph wußte, mit wem er es zu thun hatte, er begriff, daß die Grenzfänger auf seine Spur gekommen waren; die Schrecken des Kerkers traten ihm vor die Seele und es galt, seinen Entschluß sofort zu fassen. Er wandte sich zur Flucht; der Strahl des Mondes fiel auf den glänzenden Lauf, der sich auf den Flüchtling senkte. In diesem Augenblick theilte sich das Gesträuch, eine Gestalt trat zwischen die Mündung des Rohres und den Schmuggler — der Schuß fiel, und krachend rollte das Echo durch die Felsen.

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, standen vier Grenzfänger an der Leiche Fränzel's: der Schuß war ihr durchs Herz gegangen; Christoph war entkommen. Hinter einem Felsen hervor schaute ein furchtbar bleiches Judasgesicht, der verwegene Hans, der feige Verräther.

Elisabeth kniete stumm, wie im Traume, bei ihrer todtten Schwester nieder; sie löste das Busentuch derselben, um die Wunde zu suchen und das Blut zu stillen; das Fränzel hatte im Sterben die Hand an die Brust gedrückt. Als Elisabeth diese Hand entfernte, fiel aus derselben, an einem Bändchen um den Hals hängend, ein kleiner, mit Blut bespritzter Gegenstand: Elisabeth erfaßte ihn — es war das seit langer Zeit vermißte Medaillon mit dem Bilde Christoph's.

Dieses Bild, dieses Medaillon erklärte Elisabeth Alles: mit seinem Blute, seinem Leben hatte sich ein Mädchen dem Geliebten angetraut, und die, eine Leiche an der Erde lag, war ihre Schwester, ihre theure Schwester.

Die Piese wankte lautlos nebenher, als man das todte Fränzel, über grüne Tannenzweige gelegt, in's Dorf brachte.

Als man drei Tage darauf die Leiche ins Grab senkte, lag die Piese daheim an einem hitzigen Fieber schwer darnieder. Wochenlang schwebte der Todesengel über ihrem Lager, bis endlich das junge Leben siegte, und die Krankheit allmählig wich.

Wohl prangte noch rings das Gefilde, im üppigsten Schmucke des Sommers, als Elisabeth zum ersten Male wieder vor die Thür trat. Wohl hauchte die Luft des Gebirges ihre Wangen mit neuem Leben an; wohl dufteten die Blumen, wohl glänzte ihr die goldige Sonne entgegen; aber über ihrem Bewußtsein lag für die Ewigkeit der Schrecken einer furchtbaren Secunde, das Licht ihres Geistes war getrübt, sie war eine Irre.

Seitdem verrichtet sie wohl noch mancherlei Geschäfte, die zu ihrem Wahne in keiner Verbindung stehen, aber sobald sie sich unbewacht findet, eilt sie auf den Friedhof an das Grab ihrer Schwester, um daselbst, so lange es irgend angeht, zu verweilen. In lichterem Augenblicke betet sie hier zuweilen oder singt ein Lied, wie das gehörte, das sie in irgend einem Buche gefunden hat; meist aber wähnt sie, hier am Lager ihrer schlummernden Schwester, der Braut Christoph's, auf das Erwachen derselben zu warten, um sie festlich zur Trauung zu schmücken und in die Kirche zu geleiten. So viel Mühe man sich auch schon gegeben hat, sie von diesem Wahne abzubringen, so sind doch alle Versuche fruchtlos gescheitert; vielleicht ist es auch besser so, denn wenn ihr das ganze große Unglück klar vor die Seele träte, so würde sie wohl der Schmerz unfehlbar vernichten.

Von Christoph ist seit dem letzten Jahre keine Nachricht eingegangen. Aus den Mittheilungen seiner Eltern erfuhren die Dorfbewohner, daß er, in seiner Verzweiflung über das unglückliche Schicksal der Zwillingsschwestern und über die

Zertrümmerung seines Lebensglückes, in der fernen Lombardei Kriegsdienste genommen habe. Wahrscheinlich hat auch er seine treue Seele auf dem Schlachtfelde von Solferino ausgehaucht.

Am meisten zu beklagen ist wohl der arme Treuer. Sein Muth ist gesunken, seine Kraft gebrochen, ohne Schuld von den grausamsten Schicksalsschlägen getroffen, ist er eins von jenen Opfern, auf die sich blindlings die Folgen unheilvoller Institutionen stürzen.

Eine Genugthuung aber bleibt dem nach gerechter Strafe Verlangenden. Der verwegene Hans wurde kurz nach seinem Verrath selbst auf der Schmuggelei ertappt, festgenommen, und da er sich gegen die Grenzzäger thätlich widersetzt hatte, zu langer, schwerer Kerkerhaft verurtheilt, die er noch jetzt in den Festungsmauern von Josephstadt abbüßt. — — — —

Die Erzählung des Führers ist zu Ende, der Reisende hat sich inzwischen vollständig ausgeruht, und mit neuen Kräften steigt er dem Gipfel des Berges entgegen. Bald werden die Bäume niedriger, eine schärfere Luft weht ihn an; an dem Rammte des Hochgebirges sieht er weidende Ruhheerden, das Eigenthum des Schweizers, der hier oben angesiedelt, die Besucher des Berges beherbergt.

Endlich ist der Tourist bei seinem Ziele angelangt. Der Berg bildet auf seinem Gipfel ein breites Plateau, auf welchem man rund herum gehen kann. In der Mitte desselben ist ein Monument, ein Obelisk auf einem etwa 4 Fuß hohen Piedestal errichtet. Die Grenze geht fast mitten über das Plateau.

Der Blick schweift von hier in unermessliche Fernen. Rückwärts, nach Süden, dehnt sich der große, von der Natur so reich gesegnete Kaiserstaat, vorwärts, nach Norden, erstreck-

ken sich die blühenden Fluren der preußischen Monarchie, zwei Reiche im deutschen Vaterlande, in denen deutsche Sitte und deutsche Treue auf allen Gauen wohnt; zwei Reiche, die, vereint, den Vorsitz der Nationen führen könnten, und die, getrennt, sich selbst das Schwerdt in das zuckende Herz stoßen.

Wann naht der Tag, wann schlägt die Stunde, in welcher die Berge, die Wächter des Vaterlandes, abschütteln von ihren Nacken all' die bunt gestreiften Pfähle und wappengeschmückten Steine, und Freudenfeuer auf ihren Häuptern weit in die Lande verkünden, daß der erhabene Traum des Patrioten, die Hoffnung und der heiße Wunsch jedes heimischen Herzens in Erfüllung gegangen sei, daß Germania hoch das Banner wieder durch die Zeiten trage?

Der Reisende lehnt sinnend am Monumente. Von seinen Lippen ringen sich drei inhaltschwere, bedeutungsvolle Worte. Die Luft, die ihn umgiebt, fängt sie auf, die Winde, die ihn umtosen, die Wolken, die unter ihm fliegen, tragen sie fort; so weit die deutsche Zunge klingt, durch alle Stürme und Wetter, durch allen Dünkel und Eigennutz, durch alle Selbstsucht und despotische Willkühr dröhnt es gewaltig, ein mahnendes Zeichen der Zeit:

Vaterland, werde einig!

Siegfried Eisenhardt.



